



1968 IM AFRI-COLA RAUSCH

("alles ist in AFRI-COLA...")

Eine Afri-Cola Spezialität

AFRI-COLA wirkt sofort.

☛ **AFRI-COLA** IST GENUSS MIT DER SCHWARZEN COA-SCHNITZEL. FEIHRABEND? **AFRI-COLA! mini-cola** ALS STIMMJAHR. **sexy-cola** STIMMUNGSELIXIER. **super-cola** ALKOHOLFREIES PARTYGETRÄNK. **flower-cola** ERFRISCHUNGSAUßERE SCHLECHTEM WETTER. **pop-op-cola** DAS ALTE REZEPTE UND DIE NEUE KONZEPTION. **sexy - mini - super - flower - pop-op-cola** ALLES IST IN **AFRI-COLA**, eine **AFRI-COLA** Produktion.

AFRI-COLA enthält Bisphänol A, ein in der Natur vorkommendes Gift. Bisphänol A ist ein 1968 in der Schweiz entwickeltes und in Deutschland seit 1970 in der Lebensmittelherstellung eingesetztes Konservierungsmittel.

AFRI-COLA ist ein Produkt der Afri-Cola AG, Köln.

* Die zeitgenössische Afri-Cola wurde in der Schweiz auf dem Markt gebracht. In der Schweiz ist sie seit 1970 in der Afri-Cola AG erhältlich.

omnibus 59



250 Jahre im Dienste der Gesundheit



FIAT
124
SPORT
spider

FIAT
124
SPORT
coupe



FIAT
Quambusch

Schwalm Tel. 6040
Nord-/Prinzenstr.

Immer häufiger finden in der letzten Zeit Demonstrationen gegen die amerikanische Kriegsführung in Vietnam statt. Es sind vor allem Jugendliche, die auf ihren Plakaten und Transparenten dem Vietkong ihre Sympathien versichern und die Amerikaner zum bedingungslosen Rückzug aus Vietnam auffordern. Sie schimpfen Präsident Johnson einen Mörder und beschuldigen die amerikanischen Truppen, bei ihren Einsätzen absichtlich nordvietnamesische Zivilisten zu töten. Es soll hier nicht bestritten werden, daß in Vietnam Zivilisten getötet werden, doch das ist bei einem Bombenkrieg unvermeidbar. Aber die bei Bombenangriffen getöteten Frauen, Greise und Kinder werden leider von einer vor nichts zurückschreckenden Propaganda zu einer weltweiten Hetzkampagne gegen die Demokratie ausgenutzt.

Nicht nur im Norden Vietnams sterben Zivilisten. Während jedoch über Nordvietnam keine Bombe abgeworfen wird mit dem einzigen Zweck, Zivilisten zu töten, handelt es sich bei fast allen Einzelaktionen des Vietkong um Terroranschläge gegen die unschuldige Bevölkerung.

Der Vietkong terrorisiert das Land nicht erst seit Wochen oder Monaten, sondern schon seit Jahren. Schon 1952 fielen südvietnamesische Kommunalpolitiker den Mordanschlägen Ho Tschu Kins „Eliminationskommandos“ zum Opfer. Seitdem ist der Mordterror die Waffe, von der sich der Vietkong die sicherste Wirkung verspricht. Aber auch jede andere Terrorvorrichtung ist dem Vietkong recht. Am 2. Juli 1966 ließ Radio Hanoi den australischen Kommunisten Wülfried Burdett erzählen: „In jedem südvietnamesischen Dorf gibt es Unterlagen über die örtliche Prominenz. Wenn einer aus diesem Kreis den Tod verdient hat, schicken wir ein Kommando. Wir machen keinen Hehl daraus, weshalb solch ein Prominentler getötet wurde und stellen seine Bestrafung als ein abschreckendes Beispiel für andere selbsteigentlich hin. Die Hinrichtungen und Warnungen spielen beim Brechen des Widerstandes auf dem Lande eine große Rolle; denn sie machen es möglich, daß wir jederzeit wieder in die Dörfer zurückgehen können, auf kürzere oder längere Zeit, je nachdem.“

Wer das bedenkt, kann verstehen, warum die südvietnamesische Bevölkerung nur schwer oder gar nicht zum Widerstand zu bewegen ist. Aus einer amerikanischen Statistik geht hervor, daß von Januar bis Oktober 1966 über 400 Ortsversteher und Kommunalbeamte vom Vietkong ermordet worden sind. Über 1500 Personen aus diesen Ämtern sind verschollen. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß sie noch leben. Aber nicht nur politisch tätige Menschen hält der Vietkong für gefährlich, auch Geistliche, Lehrer, Ärzte und andere Personen, die Einfluß auf die Bevölkerung ausüben können, sind Opfer der Mordanschläge. So sind in den letzten 5 Jahren 41.000 Personen getötet oder verschleppt wor-

den. Von diesen Opfern des Vietkongterrors nimmt die Weltöffentlichkeit kaum Notiz.

Als die Amerikaner Ende 1964 ein Vietkonglager so schnell aushoben, daß die dort befindlichen Papiere nicht mehr vernichtet werden konnten, fiel ihnen unter anderem ein „Lehrbuch“ für Terroristen in die Hände, in dem folgender Abschnitt zu lesen war: „Bei einem Angriff in der City haben wir viele Vorteile. Die City ist überbevölkert. Aus der Dichte der Bevölkerung können wir viele Vorteile ziehen, um den Feind anzugreifen und uns zurückzuziehen.“

Menschenleben bedeuten dem Vietkong nichts, wenn es darum geht, Positionen zu festigen und die Herrschaft in Vietnam zu erlangen. Seine Grausamkeit müßten jeden vernünftigen Menschen abschrecken, für ihn Sympathien zu empfinden.

Dieser Leserbrief, geschrieben im Dezember 1967, ist kein Aufruf, den Krieg in Vietnam bis zur völligen Niederlage einer Partei auszufechten. Vielmehr soll er die Sinnlosigkeit des Krieges zeigen und zu Demonstrationen aufrufen, die sich gegen jede kriegführende Nation richten und die andere Demonstrationen verurteilen, die unter der Führung einiger kommunistisch behaupteter Elemente die Verunglimpfung einer Nation zu ihrem Ziel setzen, die die Freiheit in der Welt beschützen will.

Zitate und statistische Angaben wurden einem Bericht des Bundesministeriums für Verteidigung entnommen.

Hans Meinke Olm

Dieser Bericht über den Vietnamkrieg im letzten Omnibus ist praktisch eine Abschrift und Zusammenfassung des „Vietnam-Reports“ der Kampagne für Abrüstung d. h. er hat nur das einzige Ziel, die amerikanische Vietnampolitik zu verdammen. Um dieses Ziel zu erreichen und um uns Leser zu beeindrucken, scheut er nicht davor zurück, Dinge nur halb wahr zu berichten, Tatsachen zu entstellen und alles nur subjektiv aus einer Richtung zu beurteilen.

Was sind nun aber eigentlich die Forderungen in diesem Bericht? Zunächst prangert er den jetzigen Zustand nur an und verlangt den Abzug der Amerikaner aus Vietnam. Über die daraus entstehenden Folgen verliert Olaf allerdings kein Wort. Denn die würden schlecht in seinen Bericht passen. Ein Rückzug der Amerikaner wäre nämlich gleichbedeutend mit der Machtübernahme des Kommunismus in Südvietnam. Nicht viel später würde China Ansprüche auf Thailand und Laos stellen, wo es schon heute Untergrundbewegungen gibt. Die westliche Welt würde dann wieder vor derselben Frage stehen. So kann das Problem auf keinen Fall gelöst werden. Über diese Folgen meinte Olaf wohl hinwegsehen zu können.

Doch nun zu dem, was in dem Bericht wirklich steht. Er bemängelt z. B. die Tatsache, daß die Amerikaner überhaupt die Innenpolitik Vietnams beeinflussen. Immer wieder werden dagegen Protestmärsche und Kundgebungen durchgeführt. Ich habe aber noch nie von einem solchen Protest gegen China und Rußland gehört, die sich fast auf die gleiche Weise einmischen. Weiterhin wird den USA der Vorwurf gemacht, den Krieg auf unmensliche Weise zu führen. Abgesehen davon, daß ein Krieg immer grausam und unmenschlich ist, bemühen sich die Amerikaner trotzdem, auf die Zivilbevölkerung Rücksicht zu nehmen. Warum ist wohl sonst die Innenstadt Hanoi noch nicht bombardiert worden? Außerdem löhrt der Vietkong den Krieg viel grausamer. Man denke nur an die täglichen Sprengstoffanschläge, an Folterungen, an Einschüchterung und Tyranntisierung der Zivilbevölkerung.

Friedensangebote der USA sind ungehört geblieben. Zeigen die Amerikaner hier nicht ihre Bereitwilligkeit zum Frieden?

Laut diesem Bericht führen die USA nur deswegen Krieg, um ihre Wirtschaft anzukurbeln. Sind sie für diesen Preis bereit, einen Großteil ihrer Steuereinnahmen dafür auszugeben, das Leben vieler tausend eigener Soldaten aufs Spiel zu setzen? Nein, so „wirtschaftlich“ denken die Amerikaner bestimmt nicht.

Sicher haben die Amerikaner einiges falsch gemacht, und das gestehen sie auch ein. Sie aber deswegen mit den Nazis und dem 3. Reich zu vergleichen, halte ich, ehrlich gesagt, für puren Blödsinn, der nur die Stimmungsmache gegen die Amerikaner unterstützen soll.

Nach Olaf's Bericht sieht es fast so aus, als ob die USA der Aggressor seien, als ob sie angriffen und Land für sich erobern wollten. Sind nicht dagegen die westlichen freien Staaten alle bereit, auf Gebietsverweigerung zu verzichten? Vielmehr liegt das Problem viel tiefer. Vietnam selbst ist nur ein Spielball der Großmächte. Hier aber stoßen die 2 großen Systeme, Kapitalismus und Kommunismus, direkt aufeinander. Nicht der Kapitalismus, hier in Vietnam vertreten durch die USA, sondern der Kommunismus (China, Rußland) ist der eigentliche Aggressor. Es ist doch der Kommunismus, der das Ziel hat, der ganzen Welt sein System aufzuzwingen. So greifen die USA nicht an, sondern verteidigen. Sie versuchen hier in Vietnam, die Ausbreitung des Kommunismus im Keime zu ersticken. Sie halten es einfach für ihre Pflicht, einem in seiner Freiheit durch den Kommunismus bedrohten Südvietnam zu helfen. Frieden ist eine schöne Sache, aber wenn er nur dadurch erhalten werden kann, indem man so lange nachgibt, bis man nichts mehr zum Nachgeben hat, dann ist er faul.

Frieden in Vietnam wird es erst geben, wenn

das mit China verbündete Nordvietnam ein freies Südvietnam anerkennt und auf jegliche Aggressionspläne verzichtet.

Schade, daß diese gutgemeinten Bemühungen der USA im eigenen Lager und in der ganzen westlichen Welt verkannt werden.

Gerhard Stöps Ulm

Man braucht nur den omnibus 58 Seite 8 aufzuschlagen, da fragten große, klare schwarze Lettern: Kennen Sie die Sücstraße? Der Ernst dieser Frage drang tief in mein Innerstes und veranlaßte mich zum Weiterlesen.

Ich erinnere mich: Das war kein Drei-Geschichten-Roman! Nein. Es war ein Edelkrimi, der die Entberungen und Mühen der Kripo deutlich zu erkennen gab. Die pausenlosen Vorfälle und die ergebnislosen Ermittlungen brachten Kommissar H. D. Westhoff um das letzte bißchen Vernunft. Er beschuldigte das Kultusministerium der Auflösung und Entführung der Frauenoberschule!

Bedauernswerter Kommissar! Er hätte es doch so viel einfacher haben können! Hätte er mit einigen fähigen Beamten den Ostteil des Atriums durchkämmt, statt sich auf sensationshungrige Schüler zu verlassen, wäre er sicherlich auf einige Leih- oder andere Körper des Mädchenzweigs gestoßen.

Absurd war die Befragung an der Haltestelle. Entweder hatte Westhoff den Weg zu einer falschen Ha feste le eingeschlagen oder er war zu schwächern, eine der Schülerinnen anzusprechen. Dabei hätte sich schnell herausgestellt, daß es sich bei „den Ha festellen-Mädchen“ um Schülerinnen des Gymnasiums und nicht der Realschule handelte.

Auch beim Fallensportfest hätte der Kommissar genügend Beweismaterial für die Auflösung des Falles „Phantom Mädchenzweig“ gefunden. Doch entweder lag es daran, daß er Scheuklappen vor den Augen hatte oder daß man Männlein und Weibchen kaum nach unterschieden kann oder spielte ihm seine Schüchternheit wieder einen Streich?

Die nächste Indizienquelle bot sich beim Tee-tisch wo man sich besonders zartlich traf und vergnügt zu Beadrhythmen hüpfte. Dann ankle man einen Tango. Aber auch bei dieser Gelegenheiten konnte die Kripo wie so oft nichts finden.

Meiner Ansicht nach darf man in diesem Fall nicht das Kultusministerium verantwortlich machen. Es handelt sich wahrscheinlich um eine „Verunigte Feen und Zauberer AG“, die ihr Rapunzel in einem hohen Turm von der Umwelt schatz abtrennen will, möglicherweise aus Angst vor Al Baba und seinen zahlreichen Raubern.

Alexandra Paul

Beinchenstellen ist beim Judo nicht verboten — das hätten wir wissen müssen! Doch Unwissenheit schützt vor Weinmann nicht! Besagter Weinmann (Dr.), Besitzer eines Berliner Verlages, bekannt und geschätzt wegen hervorragender Fachliteratur über Judo, hat ein ausgesprochen gutes Judobuch herausgebracht. Jeder Judo-Freund sollte es kennen! Judo-Freund Drennick hat sich diesem Postulat nicht verschlossen. Daher ist es nicht verwunderlich, daß Herr Dr. Weinmann, mit kriminalistischem Scharfblick begütert, erfreut die Vorbereitung seiner Bücher bemerkte. Das Weinmann-Buch, ausgezeichnet durch einprägsamen Stil, hinterließ einen starken Einfluß auf Michael Drennick hinsichtlich seiner Judo-Entwicklung. Dieser Einfluß erklärt vielleicht die Kongruenz einiger Wörter, Sätze oder einzelner Passagen — man könnte allerdings auch sagen: aller Passagen — mit o. a. ausgezeichnetem Buch. Folge: Herr Dr. Weinmann hat sich beschwert, was wir ihm nicht verdenken können. Außerdem möchten wir bitten, demnächst etwas vorsichtiger mit dem Abschreiben zu verfahren oder die Quellen anzugeben.

Besagtes führen wir jetzt durch:
Jimi Hendrix-Interview:
Los Angeles Free Press

Bob Dylan-Interview:
Presskonferenz nach dem Woody Guthrie-Gedonk-Konzert

Ray Lichtenstein-Interview:
International Times London

Hippie Dokumente: OZ, London

An dieser Stelle möchten wir dem ehemaligen Schriftleiter Hans D. Westhoff für seine tatkräftige Unterstützung danken.

Briefe	4
Hausmitteilungen	6
33 — 68 — 84	8
Mausgrau — Mausest?	10
Drei kleine Ungeheuerlichkeiten	14
Assoziationen	15
Gene Krupa	16
Pop Kultur	
Hippies-Freiheit	19
oder Selbstbetrug?	20
Freak - Saul - Flowermusic	23
Interview mit Jimi Hendrix	24
Vom Beat zur Pop Music	27
Fragen an Dylan	28
Oh, Pop Art	30
Platten	33
omnibus minoribus	
Eine Katerfahrt	36
Nächtlicher Spuk	37
Fahrt zum Mond	37
Eine Überraschung	38
Mikroskopieren für Anfänger	38
Honda S 800	42
Schule in den USA	43
Gedanken zur Sprache	46
omnibus maioribus	
	49

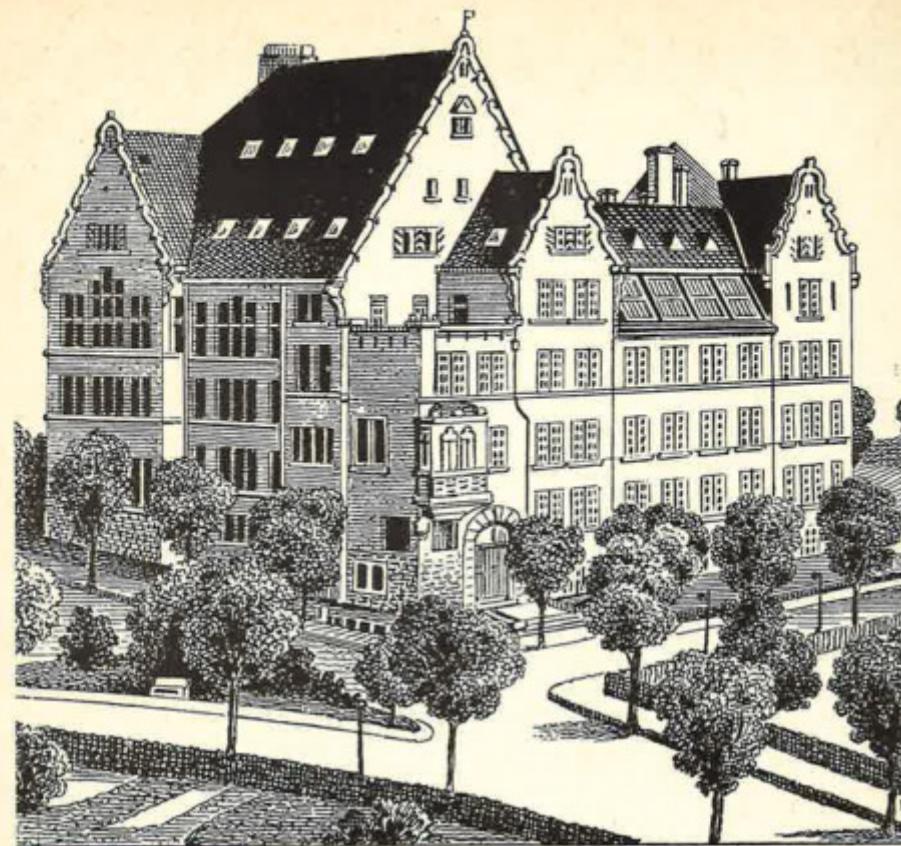
Schriftleitung: P. Thiel (Knox) Ollm
O. Aitemeier Uls
Graphik: D. Schulte Ullm
K. Speckenbach Ullm
Geschäftsführung: H. Melnik Ollm
Barater: Hans D. Westhoff Ols
StR. Jerdy
Postcheckkonto: Sanderkonto
OStR. Heinrich Schulte
Dortmund 139779

Die Artikel geben lediglich die Meinung der Verfasser wieder.

omnibus ist Mitglied der Landesjugendpresse NRW.

Wir danken den interessierenden Firmen und bitten um Beachtung der Anzeigen.

Druck: Stättnen & Söhne



omnibus 59
Schülerzeitschrift des
Märkischen Gymnasiums
583 Schwelm
Präsidentenstraße 1
16. Jahrgang

33-68-84...passe

Rolf Hackler

Die Großkundgebung der Anti-SDS-ler vor dem Schöneberger Rathaus im Februar wurde in den Berichten fast aller Zeitungen direkt oder indirekt mit den Kundgebungen zu Zeiten eines Ernst Reuter verglichen. 150.000 empört-einbrüchlig versammelte Berliner (waren es nicht doch nur 50.000??) gaben Herrn Schütz Gelegenheit, erfreut und selbstzufrieden zu verkünden: „Die Welt weiß jetzt, wo Berlin steht“. Natürlich kam es auch während der Kundgebung zu Zusammenstößen zwischen Demonstranten und einigen unverbesserlichen Gegen-demonstranten, wie es ganz am Rande in den von den Presseagenturen verbreiteten Berichten heißt. Ein relativ unwichtiger Satz über den man sich kaum Gedanken macht, bis man Augenzeugenberichte über diese verlästerten „Zusammenstöße“ hört. Dann bekommt die Demonstration plötzlich ein ganz neues Gesicht, ein Gesicht, das so erschreckend ist, daß man wirklich am Fortbestand, wenn nicht gar an der Existenz der Demokratie in Deutschland zweifelt.

Was war an diesem Mittwochabend in Berlin geschehen? Wieder einmal richtete sich der längst totgeglaubte „gerechte Volkszorn“ gegen eine Minderheit, gegen Menschen, die zum Teil anders aussehen als die meisten Leute in Deutschland. Wie diese Unruhestifter, diese Studenten, aussehen, daß weiß man ja, dafür liest man ja täglich seine (Bild) Zeitung. Also wurde alles verfolgt, was in etwa wie ein Student (sprich: Kommunist) aussah. Ein Kameramann, der eine Prügelzene filmen wollte, wurde an Hand seines wallenden Bartes sogleich richtig eingestuft: „Du kommst aus dem Osten, du Schwein!“ Er wurde verprügelt. Ein „Demonstrant“ gab die Verfolgung eines bleichgesichtigen jungen Mannes, Bil-

lentträger, schließlich mit den Worten auf: „Der hat schon eins gekriegt, dem hab ich in die Fresse gehaut“. Der Berliner Korrespondent der „Zeit“, der die Szene beobachtet hatte, wollte den Schläger mitnehmen zur Polizei. Folgerichtig wurde er selbst vertrimmt unter anfeuernden Rufen der Menge: „Schlagt ihn tot“. Ein Polizist, der in der Nähe stand, schlichtete aber gütlich: „Kein Mensch ist so schlecht, daß man ihn gleich schlagen muß“. Ein ergreifendes Wort aus berufenem Munde.

Diese baldigen Szenen mögen als Beispiele für die allgemeine Programmlage in Berlin genügen (es waren leider nicht die einzigen „Zwischenfälle“). Sie dokumentieren, daß viele Menschen in unserem Land immer noch nicht gelernt haben, mit der Minderheit zu leben und möge diese Minderheit auch noch so unbequem sein. Allein die Existenz von Minderheiten zeugt davon, daß es noch ungeklärte Fragen gibt; die sollte man ausdiskutieren und nicht unterdrücken, wie es doch ohnehin einem demokratischen Land anstehen sollte, mit Minderheiten zu diskutieren, argumentieren und sie überhaupt erst einmal anzuhören, anstatt sie zu verprügeln.

Und diese Männer, die diese „Demonstration“ veranstalteten, die Schütz, Amrehn, Matück? Wußten sie wirklich nicht, wie schnell ein Großteil unserer Bevölkerung dazu bereit ist, Andersdenkende nach altem Vorbild auszumerzen? Konnten sie die Anfälligkeit des deutschen Volkes für faschistische Methoden nicht? Wir wollen es zu ihren Gunsten annehmen, aber dann bleibt nur noch eine Möglichkeit: Die Berliner Führungsspitze ist unfähig. Was sagte Herr Schütz? „Berlin steht für Freiheit und Frieden“. Mir scheint eher, Berlin steht für Intoleranz und Gewalt.



Mausgrau — Mausestot?

Die Zahl der Kriegsdienstverweigerer ist in jüngster Zeit sprunghaft angestiegen. Vielleicht hat sich auch bereits mancher Leser mit diesem Thema beschäftigt, überlegt möglicherweise, ob auch er verweigern sollte. Der nachstehende Brief eines Kriegsdienstverweigerers soll lediglich der Information dienen, zur Diskussion anregen. Er soll nicht zum Verweigern auffordern; gerade das angesprochene Problem ist zu vielschichtig, um in diesem Rahmen abgehandelt zu werden.

Bisher habe ich gleichgültig und blind gelebt, viele Dinge meiner Umwelt, auch die Tragik, die durch Soldaten entfesselt wird, als selbstverständlich aufgenommen und es für eine meiner Aufgaben angesehen, mein Vaterland zu verteidigen.

Ich habe mich jedoch seit einigen Monaten intensiv mit den Themen Krieg, Vaterland, Soldat und Bundeswehr beschäftigt, speziell seit ich der IDK beigetreten bin und den Ostermarsch der Kampagne für Abrüstung aktiv unterstütze.

Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß anonyme Gewaltanwendung seitens der Soldaten nichts anderes ist als Mord; denn ich halte einen Krieg nicht für eine Art Schicksal, sondern für bewußt herbei geführtes Morden und Vernichten aus unredlichen Zwecken wie Machtstreben, Gewinnstreben und weiteren unmoralischen Dingen. Der vielgerühmte Verteidigungsfall kann meiner Meinung nach, nur durch falsche Politik entstehen, wie der gern gehandhabte „KALTE KRIEG“. Sie werden vielleicht anführen, daß Schweden auch eine Armee besitzt, doch möchte ich sagen, daß Schweden seit 150 Jahren keinen Krieg mehr geführt hat — auch keinen kalten — und somit eine Defensiv-Armee be-

sitzt, während Deutschland, wenn wir mit diesem Begriff arbeiten wollen, beide Punkte nicht erfüllt; Beispiele: Erster und Zweiter Weltkrieg, Starfighter (nur verwendbar als Angriffswaffe). Eine Änderung der Geschichte wird meiner Meinung nach nur bewirkt durch eine völlige Umkehr von manchen alten Dingen, wie Vorteilspolitik (Bismarck) und Aufrüstung. Eine Aufrüstung — die Geschichte beweist es — hat noch nie zum Frieden geführt. Aus diesem Grunde werde ich die Aufrüstung nicht durch meinen vielleicht geringen Beitrag unterstützen. Es ist notwendig im Zeitalter der schrecklichsten Vernichtungswaffen bei den kleinsten Anfängen zu beginnen.

Darum mein — für die Allgemeinheit sicherlich kleiner Beitrag, der für mich persönlich aber sehr wichtig ist und vielleicht ein Weg für andere; in der Hoffnung, daß alle Leute in Ost und West eines Tages genau so handeln werden, und in dem Wissen, daß keiner (es gibt wenige Ausnahmen) dieses seltsame unbeschreibliche Ding „KRIEG“ will. Wer es will, will Tod, verzichtet auf Politik und Moral.

Der Krieg selbst in all seiner Tragik bedarf keiner weiteren Beschreibung — hoffentlich.

Die Sekunde des Mutes fordert den Mann

Nicht nur bei der Fallschirmtruppe, bei jeder Waffengattung und in jeder Einheit der Bundeswehr kann ein Mann beweisen, was in ihm steckt — im Kopf, im Herzen, in der Kraft seines Körpers. Der Soldat, der als freier Bürger unseres Staates seine Wehrpflicht erfüllt oder der sich freiwillig länger verpflichtet, aber auch der Soldat, der als Berufsoffizier oder Berufsunteroffizier dienen möchte — sie alle sind Männer mit Verstand und Verantwortungsbewußtsein. In der Bundeswehr stehen Männer ihren Mann!



Bitte informieren Sie mich über die Laufbahn der Offiziere
Unteroffiziere in Heer Luftwaffe Marine Sanitätsdienst
Wahrtechnik (Rechtanlaufbahn) Bundeswehr allgemein
188/82/23
(Gewünschtes bitte ankreuzen) 5 2 5 3

Name: _____ Vorname: _____

Geburtsdatum: _____

Ort: () _____

Kreis: _____

Straße: _____

Beruf: _____

Schulbildung: Abitur Oberstufe Mittlere Reife Fachschule Volksschule Bitte in Blockschrift ausfüllen, auf Postkarte kleben und senden an
Bundeswehramt, 5300 Bonn 7, Postfach 7120.

Die Bundeswehr stellt zu Beginn eines jeden Quartals junge Männer zwischen 17 und 23 Jahren für die Laufbahn der Unteroffiziere und zwischen 17 und 25 Jahren für die Laufbahn der Offiziere ein. Wenn Sie mehr über die Bundeswehr wissen wollen, schicken Sie bitte den Kupon ein.



Beliebter
Treffpunkt
zu jeder
Tageszeit

Auch im 10. Jahr unseres Bestehens werden wir bemüht sein, unsere verehrte Kundschaft mit unseren bekannten Eisspezialitäten aus allerbesten Naturprodukten zufriedenzustellen. Lieferung bei größerer Bestellung frei Haus.

ITAL.

Eis-Salon

MARIO BATISTIN
Bahnhofstraße 4
Telefon 3467



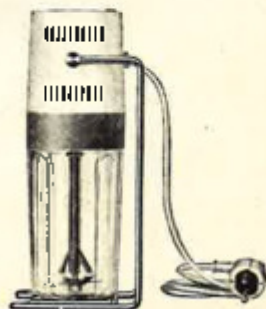
SCHMIDT & CO. K.-G.
Schwelm-Möllenkottén

Herstellung von
Möbelbeschlägen
und des vielfach bewährten
elektrischen:

**SCHMIDT
GRILLFIX**



und **SCHMIDT-Mixers**



Achtung! Achtung!
Fahren lernt man
bei

MÄTZ

Neumarkt 23

Eine reichhaltige Auswahl in Strumpfmöden, Strickmöden
Kindermöden



... und Schuhe kaufen wir bei
Schuhhaus

houth

Schwelm Hauptstraße 66

... und immer wieder

Möbel-Möhwald

Schwelm
Hagener Straße 33, Tel. 27 91
Möhwald-Kunden
wissen warum!

Drei kleine Ungeheuerlichkeiten

MERRY CHRISTMAS!

Die erste der drei kleinen Ungeheuerlichkeiten:

In der ganzen Welt sollte es, weil es auf dem Kalender stand, wieder einmal Weihnachten werden.

Da es in Vietnam beiden kriegsführenden Parteien ins Konzept paßte, bekam auch das buddhistische, konfuzianistische und in viele Sekten zerspatete Vietnam sein christliches Friedensfest.

Es beruhigte uns Fernsehreporter, daß wenigstens an diesen Tagen in Vietnam einmal nicht gemordet wurde.

So geschah es, daß in Vietnam an diesen Tagen — bis auf die 190 Unterbrechungen der Waffenruhe, an denen aber nur einige-zig Menschen ums Leben kamen — Ruhe herrschte.

Jedes Land bekommt, was es verdient!

Das hat Vietnam nicht verdient!!

Die zweite der drei kleinen Ungeheuerlichkeiten, die der ersten kleinen Ungeheuerlichkeit aber nicht nachsteht:

Es war Weihnachten in Berlin. Auch die weihnachtliche Stimmung war in und bei vielen Berlinern, auch am Heiligen Abend in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Diese weihnachtliche Stimmung war so tief und feste im Bewußtsein der Besucher des Festgottesdienstes am Heiligen Abend in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, daß es den Studenten nicht gelang, die Festgemeinde auf die Not eines Landes, das — um im Berliner Rahmen zu bleiben — ganz weit draußen liegt — aufmerksam zu machen.

Es gelang aber einem beherzten Berliner Bürger, Dutschke über die Tage des Festes der Liebe mit einer Kopfverletzung ins Krankenhaus zu schicken.

Berlin bekommt das, was es verdient.

Berlin hat Dutschke verdient!!

Die dritte der drei kleinen Ungeheuerlichkeiten, die der ersten und zweiten kleinen Ungeheuerlichkeiten auch nicht nachsteht:

Wir haben einen Bundespräsidenten, der heute wie vor dreißig Jahren seinen Namen schreiben kann.

Jedes Land bekommt, was es verdient.

Deutschland hat Lübke verdient.

Martin Steinberg Ulm



FROHES FEST!



14

Assoziationen

Kennen Sie die *formica rufa rufa*? Nicht? Nun das ist sehr unwahrscheinlich, es handelt sich nämlich um die große Rote Waldameise. Wohl jeder hat schon einmal unangenehme Bekanntschaft mit ihr geschlossen und aus Rachegeüsten ihre Ausrottung gefordert, aber das Tier wird höheren Orts als nützlich gepriesen und steht unter Naturschutz.

Die *formica rufa* hat die Eigenschaft, schon bei geringfügigen Anlässen böse zu werden, d. h. mit den Zangen zu beißen und aus einer Drüse Gift zu versprühen, das in die einmal gerissene Wunde eindringt. Die Verabreichung eines solch unangenehmen Stoffs ist zweifelsohne für die Betroffenen nicht angenehm, wenn diese Gifte auch von einigen sogar als Heilmittel empfohlen werden.

Eine weitere Eigenschaft dieses Lebewesens ist die, daß es sich nur sehr schlecht auf neue Situationen einstellen kann. Diese Eigenschaft läßt es in ungewohnten Lagen völlig versagen und führt dazu, daß es unberechenbar wird, wenn sich eine Situation ändert. Das trägt auch nicht zu der Beliebtheit der Ameise bei. In anderen, sich wiederholenden Vorgängen ist ihr Verhalten jedoch sehr gut vorauszusagen, weswegen sie in vielen Fällen regelrecht überlistet werden kann.

Bekannt ist auch ihre Fähigkeit, durch besondere Maßnahmen, anderen Lebewesen Stoffe zu entnehmen, die ihr offensichtlich sehr gefallen. Diese Maßnahmen können sich über sehr große Zeiträume erstrecken; denn nicht jedes Wesen, das von ihr belästigt wird, kann diese Stoffe abgeben. Alles in allem ist die *formica rufa* ein recht interessantes Wesen — wenn man nicht mit ihr in Berührung kommt.



15

GENE KRUPA

Dirk Hausmann



Gene Krupa wurde am 15. 1. 1909 in Chicago, Illinois, geboren. Schon früh wendete er sich der Musik zu, die ihm später nie wieder loslassen sollte. Als 12-Jähriger begann er auf Mülltonnen, Kochtöpfe und Konservendosen herumzutrommeln. Das war an und für sich nicht weiter verwunderlich, denn Nick La Rocco's Original Dixieland Jazz-Band erlebte damals ihre ersten Erfolge, und jedermann pfliff die Melodie des Tiger Rag auf den Straßen. Aber für Gene sollte es mehr sein. Mit 14 Jahren saß er in seiner ersten Band und eiferte seinem Idol nach. Die Anfangserfolge der Schülerkapelle befriedigten ihn aber nicht lange. Als Gene 1924 bis 1926 am St. Joseph's College in Indiana war, hatte er bereits Unterricht bei so renommierten Schlagzeuglehrern wie Straight und Knapp genossen.

Der Chicago-Stil bildete sich. Er sollte an Gene nicht spurlos vorbeigehen. New Orleans, die Wiege des Jazz, bot den farbigen Musikern keine Möglich-

keit mehr, ihren Beruf dort auszuüben. Storyville, der Red-Lantern-District, das Vergnügungsviertel von New Orleans, war geschlossen worden. Also zogen die Musiker den Mississippi hinauf, spielten auf den großen Showboats und gelangten schließlich in die Stadt Chicago. Chicago war und ist einer der größten Anziehungspunkte des Mittelwestens. Der wirtschaftliche Aufschwung setzte etwa um 1920 ein und zog die Landbevölkerung, die in den riesigen Schlachthäusern gute Verdienstmöglichkeiten sah, wie magisch an. Hier fanden auch die Musiker aus New Orleans ihre Chance. Sie siedelten sich hauptsächlich im Süden der Stadt, in der South Side, an und spielten zu den zahlreichen Rentparties. Jelly Roll Morton, Louis Armstrong, Baby Dodds, waren alles schon bekannte Namen, und die College-Boys aus Chicago kamen, um sie zu hören. Gene gehörte dazu. Aus diesen Studenten bildeten sich die ersten Kapellen, die den „Schwarzen Stil“

imitierten. Aber es war etwas anderes: das Einzelsolo tauchte auf. Es wurde nur noch am Anfang und am Ende eines Musikstückes kollektiv improvisiert. Der Chicago-Stil war geboren. Die Geburtshelfer, jene College-Boys, wie Jimmy Mc Partland, Frank Teschemacher, Eddle Condon, der unvergessene Bix Belderbecke, Gene Krupa und viele andere wurden später unter dem Namen „Chicagoans“ zusammengefaßt.

Krupa machte die ersten Plattenaufnahmen im Jahre 1927 mit Eddle Condon's Chicagoans. Weitere Aufnahmen mit anderen Kapellen folgten in den Jahren 1928 und 1929. Krupa erinnert sich an jene Zeiten und berichtet, daß es nicht immer ein Honiglecken war. Oft genug hatte die ganze Gruppe in einem einzigen Zimmer gewohnt. Im Jahre 1929 ging er mit seinem Freund Red Mc Kenzie nach New York und er hoffte, dort den richtigen Durchbruch zu erreichen. Tatsächlich wurde Red Nichols auf ihn aufmerksam und holte ihn zu sich in seine Kapelle: die „Five Pennies“. Zwischen Tournees mit Nichols in den Jahren 1930/31 machte er Aufnahmen mit Fats Waller und Bix Belderbecke. Doch die Zeiten waren schlecht. Gene mußte in kommerziellen Tanzorchestern spielen. Jazz war noch nicht so gefragt, denn er war den meisten Leuten noch zu „schwarz“. Dann kam Krupa zu Benny Goodman und machte Aufnahmen mit seinen „Charleston Chasers“. 1935 spielte er bei den legendären „New Orleans Rhythm Kings“, bei denen er blieb, bis er im Jahre 1936 für lange Zeit zu Goodman ging. Hier entstanden Genes bekannteste Aufnahmen. Die berühmteste ist vielleicht „Sing Sing Sing“ mit dem extatischen Trommelsolo auf den dumpfen Baßtomms.

Die Swing-Ära brach herein. Die Combas, die den Chicago-Stil gespielt hatten, wurden durch das bombastische Klangkolorit der Big Bands verdrängt. Die Goodman-Band warf seine Platten förmlich auf den Markt, und sie wurden gekauft. Gene war der Star des Orchesters. — „Dieser kleine drahtige Mann ist die Vitalität selbst“, sagte Goodman, und er hatte recht. Kein Schlagzeuger hatte es je zuvor vermocht, die Band und das Publikum so mitzureißen. Es war der erste, der ganze Chorusse Schlagzeugsolo spielte, ja, der das Schlagzeug erst als Soloinstrument entdeckte und begann, seine ungeheuren Möglichkeiten auszukosten. Gene Krupa verstand und versteht es noch, mit ein paar lässigen, mit der linken Hand geschlagenen Triolen ein Pub-

likum in Extase zu versetzen. Kurz: sein Sound war neu. Benny Goodman wußte es und stellte Krupa in seinem Orchester besonders heraus. Gleichzeitig machte Krupa Aufnahmen unter eigenem Namen. „Gene Krupa's Chicagoans“ war eine typische Studiogruppe unter meist folgender Besetzung: Joe Harries (Posaune), Nat Kazebier (Trompete), Benny Goodman (Klarinette), Richard Clark (Tenorsaxophon), Israel Crosby (Baß) und Gene (Schlagzeug). Mit dieser Gruppe machte Krupa unzählige Aufnahmen, die zu seiner Popularität beitrugen, während er mit der Goodman-Band durch die USA zog. Wo Krupa trommelte, war das Haus voll. Gene bemerkte dies, trennte sich von Goodman und machte eine eigene Band auf, die bis 1943 bestand. Nach 1943 war er noch einmal kurz bei Benny, als man plötzlich Rauschgift bei ihm fand. Es ist nie geklärt worden, ob es Krupa gehörte. Gene selbst redet nicht gerne darüber, weil es ihn fast seine Karriere gekostet hätte. Dann von einem Tag auf den anderen kannte ihn keiner seiner früheren Musikerfreunde mehr. Selbst Benny konnte Gene nicht mehr beschäftigen, weil er auf den Ruf seines Orchesters achten mußte. Gene Krupa war totgeschlagen. Er spielte in Vorstadtlokalitäten, bis es ihm 1944 gelang, bei Tommy Dorsey ein Come back zu feiern. Bis 1951 führte er ein eigenes Orchester und nahm zum ersten Male an der Entwicklung zum modernen Jazz teil. Krupa eröffnete dann 1954 mit seinem bekannten Kollegen Cozy Cole eine Schlagzeugschule in New York. Von da spielte er meist mit eigenen Gruppen in exklusiven Nachtclubs. Gene Krupa wird von fast allen Jazzern und Jazzkritikern als der beste Schlagzeuger bezeichnet, den der Jazz hervorgebracht hat. Krupa brachte als erster die Notation für das Jazzschlagzeug, entwickelte neue Techniken und stellte das Schlagzeug als Soloinstrument heraus. Sein unerschütterlicher Beat wurde nie monoton und langweilig, da er durch rhythmische Variationen immer neue Wirkungen erreichte. Zahlreiche Filme wurden mit ihm und über ihn gedreht. Jeder, der diese Filme einmal sah, wird von dem kleinen, drahtigen, ewig kaukummikauenden Schlagzeuger begeistert sein. Leonard Feather, der berühmte Kritiker, sagte einmal: „Nicht nur Krupa hören, sondern auch sehen muß man ihn“. Daran ist etwas Wahres. Man muß Krupa sehen und staunen, wie schnell die Hände mit den Trommelstöcken über die Felle wirbeln.



www.schweizer-schweizer.de

Hippies: Freiheit oder Selbstbetrug?

„Hinter der Aura von Freiheit, die die Hippies umgibt, wittern die squares (Spießer) zu Recht eine Art von Besitz, ein Stück von der anderen Seite des Kuchens, von der zu kosten ihnen versagt ist.“

Sie haben sich entschlossen, außerhalb der Konvention und der Gesellschaft zu existieren, in Frieden und Freiheit zu leben und keinem anderen ihren Willen mit Gewalt aufzuzwingen — sie, die Hippies.

Wer sind diese Menschen, die mit Mähdern und Liebe an der Grenze der Zivilisation erschienen sind?

Nicht jeder Teenager, der Blumen im Haar, Glöckchen an den (wenn vorhandenen) Ärmeln und Halsketten oder Meinungsknöpfe am Hemd trägt, ist ein Hippie. London, als Hochburg der Hippies in Europa deklariert, ist trotz aller Gerüchte und Zeitungsartikel eine Stadt, die keinesfalls von Hippies schon beherrscht ist, sondern die Hippies von London (nicht die oben erwähnten flower children!) sind eine sehr kleine Gruppe, und ihre Mitglieder stammen zum großen Teil aus Amerika, dem Ursprungsland der „Liebewelle“.

Was ist aber ein Hippie? Vielleicht zuerst ein Wort zum Ursprung der „sanften“ Menschen. Hippies hat es wahrscheinlich zu allen Zeiten gegeben, aber erst seit den vierziger Jahren ist ihre Zahl vor allem in den westlichen Industrieländern, hauptsächlich den USA, in rapidem Wachstum begriffen. Die direkten Vorfahren der „modernen“ Hippies sind die amerikanischen Beatniks der vierziger und fünfziger Jahre. Sie ersetzen den „American Way of Life“ durch ihren eigenen. Die Gesellschaft bemerkte zu ihrem größten Erstaunen, daß die Beatniks älter wurden und den-

noch Beatniks blieben. Der Spruch, nachdem sich die Jugend austoben müsse und dann schon in die vorgeschriebene Bahn fände, bewahrheitete sich nicht. Auch von den als-ob-Hippies heutzutage wird man mindestens die Hälfte abschreiben müssen, viele wohl für immer.

Eine allgemeine Definition für den Hippie schlechthin läßt sich schwer finden. Kein Hippie gleicht dem anderen aus. Kein Haar, sieht man einmal von dem ab, was sie von den squares unterscheidet. „Hip“ zu sein, bedeutet vor allen Dingen, nur das zu tun, was einem gefällt und ansonsten nur das, was unbedingt nötig ist. Eines jedoch haben alle Hippies der Welt gemeinsam: Sie sind anders, als sich die Spießer sie aus irgendeinem guten oder schlechten Grund vorstellen.

Einer dieser schlechten Gründe ist der, daß man meint, jeder Hippie sei mindestens dreimal in der Woche „high“, sei es in seiner eigenen elenden Behausung, sei es auf einer der geheimnisumwobenen und vielbemerkelten „Rauschgiftorgien“. Manche Hippies rauchen pot, weil pot billiger, gesünder und lustiger ist als die square-Droge Alkohol. Ebenfalls schlucken sie (aber nicht nur sie) LSD, weil sie sich entweder neue Erlebnisse von einer „Reise“ versprechen oder weil sie — neugierig gemacht durch Gemunkel — hinter die Kulisse des als gefährlich verschrieenen Droge sehen wollen. Es gibt jedoch fast ebensoviele Hippies, die jedes Gift verschmähen. Ein echter Hippie beurteilt es ausschließlich als seine Privatangelegenheit, ob er pot rauchen und LSD schlucken will oder nicht. Auf jeden Fall ist die Annahme irrig, nach der jeder Hippie „kokst“.

Ebenso ist ein Irrtum zu sagen, die Hippies arbeiteten nie und ebenso hielten sie es mit dem Waschen. Es gibt durchaus solche — das soll hier nicht abgestritten werden —, die nicht so arbeiten, wie es ein „anständiger“ Mensch tut, es gibt aber auch die, die sich eine festgesetzte Arbeitszeit lang abschütten, genau so, wie das jeder andere Beschäftigte tut. Den einen stört es, ungewaschen herumzulaufen, den anderen nicht. Viele hausen in verwahrlosten Budden und wechseln ihr Hemd nur alle drei Wochen, obwohl sie sich ein Privatflugzeug leisten könnten, denn die Konvention, jeden Tag das Hemd zu wechseln, halten sie für höchst albern. Es gibt jedoch auch die wirklich mittellosen, die geklaute Milch und Brötchen ver-speisen, um sich über Wasser zu halten. Einige Hippies haben schon eine Autarkie im Kleinen verwirklicht: Sie haben

klassifiziert. Wären sie nur eine straff organisierte, politisch oder sonstwie orientierte Jugendbewegung mit oppositionellen, aber wenigstens erklärten Zielen und Absichten, regte sich niemand weiter über sie auf; denn sie stören ja direkt keinen Menschen, und eine Jugendgruppe, die zwar Ziele hat aber sich überhaupt nicht bemerkbar macht, kann man ja mit gutem Gewissen in seinem breiten square-Schatten dahinvegetieren und sich schließlich auflösen lassen. So aber hat die Gesellschaft ein Phänomen vor Augen, über das sie nicht hinwegsehen kann — das ihr nicht ganz geheuer ist. Sie sehen eine gewaltlose Opposition an ihrem Rande heranwachsen, die ihr nicht mit der Faust droht, sondern die ihr den (verlängerten) Rücken zeigt, die nicht einmal die einfachsten Regeln des Widerstandes einhält,



Hippiegemeinden gegründet und bauen Gemüse an, um sich so ihren Lebensunterhalt als Selbstversorger zu beschaffen.

Ebenfalls „anachronistisch“ sind Verschenk- und Tauschläden der Hippies. Dort liegt alles aus, was ein Hippie braucht, und er kann sich davon nehmen, was er will. Dafür muß er sich nur verbürgen, Dinge, für die er keine Verwendung mehr hat, zurückzubringen. Was wollen die Hippies? Sie verfechten weder eine gemeinsame Politik, noch rufen sie zum öffentlichen Boykott auf. Ihr einziger Wunsch ist es, so zu leben, wie es ihnen gefällt. Sie verlangen von den squares, daß man sie in Ruhe läßt. Sie werden niemanden gefährlich, trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb?) werden sie nahezu als Staatsfeinde

Noch ein weiterer kritischer Punkt, der Spannung hervorruft: Die „nützlichen“ Mitglieder der Spießer-Gesellschaft haben keinen Nutzen von der nur in sich funktionierenden Hippie-Gemeinschaft. Man kann sie nicht ausbeuten; sie haben weder ökonomischen noch intellektuellen Wert für die „Nutzbringer“ der Gesellschaft, die alles Neue zuerst auf die materiellen Werte hin untersuchen und diese an sich zu bringen trachten. Es drängt sich ein Vergleich auf zu Christoph Meckels Buch: Im Land der Umbrauten.

„Ein Jeder raffte von den Fremden zusammen, was er konnte, um seinen (erbeuteten) Koffer zu füllen.“

P. Thiel (i. A. a. d. ZEIT)

Um das Verständnis der Hippie-Bewegung zu erleichtern, bringen wir hier nach ein Original-Dokument der Londoner Diggers (Hippies, die sich in Gruppen, Produktionsgemeinschaften, zusammengeschlossen haben und das Geschäft ernsthaft betreiben). Der Artikel, aus dem wir Auszüge abdrucken, stammt von Alex Lowsieskee und erschien in der Londoner Untergrundzeitschrift „oz“ (Februar 1968). Lowsieskee ruft zur Gründung einer „love-commune“ auf. Er geht aus von 4 „essential points“:

1. In jedem existiert Liebe für alle empfindsamen Geschöpfe.
2. In jedem gibt es die Offenheit und Nacktheit der Liebe und vollkommene Freiheit von allen spießigen Vorurteilen.
3. Jeder hat den aufgeklärten Zustand des erweiterten Bewusstseins (junghe im chinesischen) erreicht. Diesen Zustand beschreibt man am besten als Freiheit von besitznehmender Bindung Dingen gegenüber.
4. In jedem gibt es mitleidendes und mitteilendes Verständnis für die Schwächen und Fehler des anderen.

Nun stellt Lowsieskee „Regeln“ für das Zusammenleben in der Kommune auf:

1. Die Kommune ist eine anarchische Gruppe ohne jegliche Autoritäten, d. h. in ihr ist kein Platz für grübelwahn sinnige Lügner wie Bosses, Leiter und puschende Apostel.
2. Jede Arbeit wird so weit wie möglich von allen geteilt. Es gibt keine permanente „Aufteilung der Arbeit“, die unvermeidlich zur Trennung in verschiedene Klassen führen muß.
3. Alle Kenntnisse und Erkenntnisse werden geteilt und jedem zugänglich gemacht. Das bedeutet, daß es keinen monopolistischen Professionalismus gibt. Das bedeutet, daß die „diggers“, wenn ihre Fähigkeiten maximal genutzt werden, sich zu versalen oder gar universalen „cats“ oder „chics“ entwickeln können. Jeder „digger“ arbeitet nach seinen Fähigkeiten für die Kommune.
4. Alle materiellen Güter werden unter den „diggers“ ihren Bedürfnissen entsprechend aufgeteilt und, wenn sie reichlich vorhanden sind, allen zugänglich gemacht.
5. Schufterei und Plackerei werden aus dem Produktionsprozeß (Hippie-eigener Güter wie z. B. posters, Bücher, Zeitungen etc.; landwirtschaftliche Erzeugnisse zum Eigenbedarf) heraus automatisiert, so daß jeder soviel Freizeit hat wie möglich.

damit er tun kann, was ihm Freude macht.

6. Unter der Bedingung, daß er nicht auf die Freiheit des anderen scheidet, kann jeder tun und lassen, was er will.
7. Um wirkliche persönliche Freiheit zu sichern, wird niemand behandelt oder angesehen, als sei er Eigentum des anderen — das gilt für Kinder genauso wie für Erwachsene. Niemand hat „Gewalt“ über andere, Eltern haben keine „Gewalt“ über ihre Kinder.
8. Die Freiheit, Erziehung und Aufklärung von Kindern wird von der ganzen Kommune verantwortet.
9. Um wirkliche sexuelle Freiheit zu sichern, wird ein sexuelles Verhältnis eines Paares als gegenseitiges Arrangement betrachtet, das frei geschlossen wird und dessen Dauer so lang oder so kurz ist, wie es beiden Partnern angenehm ist. Es kann zu jeder Zeit von einem der beiden Partner gebrochen werden und beide können dann neue Arrangements mit neuen Partnern machen, eine bestehende Verbindung hebt also eine ehemalige auf. Die sexuelle Beziehung geht nur das beteiligte Paar an und ist keiner ungebundenen Einmischung einer dritten Partei unterworfen. Alle sexuellen Fragen werden auf Verlangen offen diskutiert, illustriert und demonstriert.
10. Es gibt keine Gesetze, Regeln und Regulationen, keine pharisäische Respektabilität und Moralität, und keine „heiliger-als-du“ Haltungen. Das Leben der Diggers ist immer eine Sache von Liebe und Verständnis.

Um den Lebensunterhalt zu sichern, sollen laut Lowsieskee Hippie-Shops, Hippie-Gruppen (wie z. B. Pink Floyd), eigene Landwirtschaftsgebiete etc. etabliert werden. Um sich gegen „Gangster, Rowdys, Rockers (in Los Angeles haben sich jetzt allerdings Rockers und Hippies verbündet, nachdem Bob Dylan Kontakte zu Rocker-Führern geknüpft hat — das gleiche kann man auch bei den Frankfurter Provos und in Wuppertal beobachten), Tyrannen, Gauner und andere kriminelle Elemente wie z. B. sadistische „fuzz“ (Rauschgiftpolizei) zu schützen, wollen die Hippies Judo und Karate lernen.

Wer mehr über die Hippies erfahren will: diggers
OZ publications ink Ltd
58 A Palace Gardens Terrace
London W 8



Freak Soul Flower- Musik

H. D. Westhoff Ols

Selbst der ärgste Feind der angelsächsischen Popmusik kann ihr momentan etwas nicht vorwerfen, was vor zwei Jahren noch Borechtigung gehabt hat: Primitivität. Die Woge der neuen (und neuentdeckten) Stilrichtungen bringt sogar manche Beatgruppe aus dem musikalischen Konzept. Gerade die guten alten Urbeater mit Gitarre und Schlagzeug wissen nicht, ob sie demnächst ihren Sound einem mächtigen Soul-Blasorchester opfern, ein wenig LSD-Bohème à la Byrds oder Pink Floyd imitieren oder Scott McKenzie und Eric Burdon mit Flower Music nach Hashbury folgen sollen. Die Lage ist verwickelt.

Der Soul-Boom gerade in der Bundesrepublik ist verhältnismäßig unverstänlich und wahrscheinlich nur durch das Erscheinen zweier Billig-L.P.'s zu erklären (von denen die eine kaum Soul sondern Motown enthält). Die meisten Nummern der „Atlantic“-Aufnahme sind uralt — „In the Midnight Hour“ stammt aus dem Jahre 1945, „Land of Thousand Dances“ ist noch älter. Echter Soul wird kaum noch aufgenommen, wohl aber kommerzielle Kopien („Baby Now That I Found You“-Foundation).

Sehr viel origineller und moderner ist die New-Yorker „Freak Out“-Bewegung, wegen ihrer für deutsche Roy Black gewohnte Ohren etwas ungenießbaren Musik hierzulande weitgehend unbekannt. Sogar für die meisten Amerikaner sind Namen wie „The Green And Stone

Inked Iron Butterfly“ oder „Big Brother And The Holding Company“ ein Buch mit sieben Siegeln. Mildere Ableger wie „The Doors“, die britischen „Pink Floyd“ und „Jefferson Airplane“ haben auch ihre Anhänger in Deutschland gefunden. Die Freak Out-ler sind mehr oder weniger freiwillig musikalische Ableger der „Underground“-Kultur (wie z. B. das „Living Theatre“) geworden, weil sie von Presse und Rundfunk ihrer Vorliebe für Rauschgift und nicht stubenreiner Texte wegen weitgehend boykottiert werden. Oberbuhmänner des sonst so sauberen amerikanischen Schauspiels sind die „Mothers Of Invention“, deren Platten sämtlich Vertriebsbeschränkungen unterliegen.

Auf Anhieb sympathisch war den US-Managern der lebenswürdige Ableger der „Psychedelic Music“ (wie das „Freak Out“ auch genannt wird): die „Flower Music“, geistiges Kind der Blumenkinder. Bekanntester Vertreter dieser Richtung ist Scott McKenzie, Gatte von „Mama's & Papa's“ Mama Michelle und folgerichtig auch beim gleichen Manager unter Vertrag, dem US-Folk Rock-Chef Lou Adler. Leider wurde die Chance der eingängigen und ausgesprochen kommerziellen „Flower Music“ von allen Produzenten blitzschnell erkannt, und Interpreten, die San Francisco nur von der Landkarte her kennen, besangen die Hippies (Flowerpot Men, Eric Burdon, Bee Gees, Move etc.).

Eine eigene Stilrichtung, die nicht so originell, aber nicht weniger erfolgreich ist, wurde die Vorliebe vorwiegend englischer Beatgruppen für Monsterorchester (Bee Gees, Beatles, Hollies, Rolling Stones, Small Faces). Erfolgreichste Orchesterfans sind zweifellos die Bee Gees und — mit Einschränkungen — die Beatles, die ihr Heil allerdings momentan bei Pop-Philosophie und Gags suchen. Einen interessanten Weg machen zur Zeit die Rolling Stones, die auf ihrer neuesten L. P. mit Erfolg versuchen, den Stil der Cream und Jimi Hendrix Experience (eine Bezeichnung für diese Art, uralten Liverpool Beat mit Freak zu mischen, ist dem Autor unbekannt) mit Orchester, Elektro-Gags, Freak, Sweet

und einem Schuß erfrischendem Stone-Krach zu verbinden.

Gerade die Rolling Stones und (allen pessimistischen Prognosen zum Trotz) Beatles haben Aussicht, aus dem momentan herrschenden Stilwirrwarr mit ihrem Ideenreichtum den meisten Nutzen zu ziehen und das populärste zu verwenden — wie es die „Traffic“-Leute mit ihrem skurrilen „Hole In My Shoe“ varaxerzlernten.

Man mag gegen die LSD und polgeschwängerte Atmosphäre im angloamerikanischen Popmusicmilieu sagen was man will, die Ergebnisse sind zumindest interessant, wenn nicht sogar manchmal recht anspruchsvoll.



„... oder schon der Jüngste Tag?“

Interview mit
JIMI HENDRIX

FRAGE: Wie lange spielen Sie schon und wie lange hat es gedauert, bis Sie Ihre heutige Spielweise gefunden hatten?

J. H.: Ich spiele schon seit 6 oder 7 Jahren wobei sich meine Spielweise ständig entwickelt hat. Richtig angefangen hat es jedoch erst vor ungefähr 4 Jahren. Ganz zu Anfang war dort immer ein Kerl, der immer wollte, daß ich die Gi-

tarre hinter'm Kopf spielen sollte, weil ich mich nicht genug bewege. Ich sagte ihm: „O, Mann, warum soll ich all das blöde Zeug machen?“ Und ganz plötzlich begann ich mich über mich selbst zu ärgern.

FRAGE: Bevor Sie nach England gingen, haben Sie um Nashville herum und in den Südstaaten gespielt. Was waren das für Jobs?

J. H.: In den Bars, in denen wir spielten, waren wir auf 'ner Plattform postiert, und die Fans tummelten sich in den heißen, ganz nett schwelbigen Räumen. Wir spielten dort oben auf der Plattform und es war verdammt heiß, und die Fans konnten nicht genug kriegen. Man mußte wirklich gut spielen können, denn diesen Leuten kann man nichts vormachen. Es sind sehr anspruchsvolle Zuhörer dort unten im Süden, denn sie hören diese Musik ständig! Jeder kann dort Gitarre spielen. Man geht eine Straße entlang und findet überall Leute, die auf ihrem Treppenaufsatz hocken und Gitarre spielen . . . dort habe ich Gitarre spielen gelernt, in Nashville.

FRAGE: Welche Ausrüstung haben Sie? Welche Gitarren und Verstärker benutzen Sie?

J. H.: Ich habe eine Fender Stratocaster. Man findet heute so viele Leute, die auf eine 7 Jahre alte Telecaster, eine 13 Jahre alte Gibson oder auf eine 92 Jahre alte Les Paul schwören. Diese Vorliebe für alte Gitarren ist meiner Ansicht nach nur eine Modesache. Die heutigen Gitarren sind genau so gut. Wissen Sie, die Gitarren-Verkäufer erzählen einem immer so komische Geschichten: daß Chuck Berry beispielsweise diese oder jene Gitarre einmal mit auf die Toilette genommen habe und dort kein Papier vorgefunden habe, also solle man auf das Plektrum aufpassen . . .

Die Stratocaster ist die beste Allround-Gitarre für die Sachen, die wir spielen. Man kann sehr lange und breite Tremolos und einen tiefen Baßklang damit erzielen.

Einmal habe ich die Telecaster ausprobiert. Die hatte nur 2 Klänge: einen guten und einen schlechten. Und sehr geringe Möglichkeiten, die Töne zu verändern.

Eine Gold-Gitarre ist sehr delikate, und sie hat einen schönen Klang. Ich versuchte auch eine der neuen Gibsons, aber auf ihr konnte ich buchstäblich nicht spielen. So bleibe ich bei meiner Fender.

Meine alten Marshall-Verstärker mag ich besonders, denn wenn sie einmal arbeiten, gibt's nichts, was sie schlagen könnte. Sie sehen wie zwei übereinander gestapelte Eisschränke aus.

FRAGE: Im letzten Sommer spielten Sie bei der Monkees-Tournee durch die USA. Was passierte da?

J. H.: Bei dieser Tournee spielten wir insgesamt 7 Abende mit. Die menschliche Seite war okay . . . sie sind wirklich nette Kerle. Aber wir wurden überhaupt nicht angekündigt. Die Zuhörer

wußten überhaupt nicht, daß wir im gleichen Programm spielten, bis wir auf der Bühne erschienen. Wir und die Monkees? Völlig verschiedenes Publikum. Aber es war natürlich nicht deren Fehler. Sie wußten, was sie sehen wollten. Sie kamen, um die Monkees zu sehen.

FRAGE: Sind Sie eigentlich von den YARDBIRDS beeinflusst worden und besonders von den elektronischen Sachen, die sie damals spielten, als Jeff Beck noch dabei war?

J. H.: Ich wurde niemals wirklich von Jeff Beck beeinflusst. Ich habe nur eine Aufnahme von ihm gehört, „Shapes Of Things“, und es gefiel mir sehr. Ich habe es mir nur angehört, und es gefiel mir einfach. Man kann eine Menge mögen, aber man sollte dann doch seine eigenen Ideen haben. Wenn man zu vieles mag und zu wenig selbst macht, verfällt man leicht ins Spinnen. Ich meine: So viele andere Musiker haben ihre eigene persönliche Art. Ein Gitarrist, auf den ich das Publikum aufmerksam machen möchte, ist der farbige Bluesgitarrist ALBERT COLLINS. Er ist irgendwo in den Südstaaten in einer road-band versteckt. Er ist gut, sehr gut. Aber er hat einen Familien-Tick und will nicht zu weit von seiner Familie fort. Aber, ist das nicht immer so?

FRAGE: Welche amerikanischen Rockgruppen, die Sie gehört haben, gefallen Ihnen besonders?

J. H.: Nun, ich mag ganz besonders MIKE BLOOMFIELD'S ELECTRIC FLAG. Und an der Ostküste gibt's eine gute Gruppe mit Namen MUSHROOM. — BIG BROTHER & THE HOLDING COMPANY. — MOBY GRAPE. — VANILLA FUDGE hat eine phantastische Platte, aber ich habe die Gruppe nie live gehört, deshalb kann ich nicht viel sagen. An der Ostküste wird CLEAR LIGHT ganz bestimmt ziemlich groß werden.

Einmal habe ich hier eine Menge Platten im Laden gekauft, und alle waren dann ziemlich schlecht. Deshalb werde ich keine Platten mehr kaufen, bevor ich sie nicht gehört habe.

FRAGE: Was halten Sie von dem neuen Trend in der Pop-Musik, den man ganz besonders in England beobachten kann, daß nämlich ein Auftritt eine Art theatralischer Akt mit bewußter Einbeziehung visueller Dinge wird? Mit Lichtschau und anderen Dingen.

J. H.: In einer Hinsicht finde ich das gut, aber andererseits hat's auch Nachteile, weil nämlich Gruppen, die sich auf der Bühne nicht bewegen (wie beispielsweise die PROCOL HARUM), fast übersehen werden. Dann lesen die Leute in

der Zeitung Kritiken und sagen: „Siehst Du, da hast Du den Beweis, daß die Gruppe das Publikum nicht mitreißen kann.“ Aber die Harms haben Texte mitzuteilen, sie brauchen einfach nicht auf der Bühne rumzuspringen. Das ist nur der Fan, der das will, was gerade in Mode ist. Eine Lichtschau sollte lediglich für den Musiker arbeiten, aber keinem Modetrend nachgeben. JEFFERSON AIRPLANE sind auf der Bühne nichts als Schatten, nichts als Stimmen zu bestimmten Licht-Sequenzen. Das ist mit einem Male sehr salopp geworden, wenn sie alle möglichen Arten von Licht auf die Wand hinter sich werfen lassen. Im „Roundhouse“ zum Beispiel lief das Stroboskop-Licht 4 Stunden lang ununterbrochen. Das gefällt mir überhaupt nicht . . . das ist purer Nonsens.

Ganz was anderes sind musikalische Theaterstücke. Können Sie sich vorstellen, den Othello zu nehmen und eine eigene Sache daraus zu machen? Man könnte einige neue, wirklich duftige Stücke schreiben, man brauchte dazu noch nicht mal unbedingt den Original-Text zu nehmen . . . großartig!

THE WHO machen auch theatrale Sachen wie „A Quick One While He's Away“ beispielsweise, aber die singen das einfach und stehen stocksteif auf der Bühne. Die sollten da richtig reinspringen . . . Wir werden wahrscheinlich demnächst so etwas machen. Mehr will ich jedoch jetzt dazu noch nicht sagen. Wir haben nämlich schon was in der Pfanne, aber ich will nicht, daß das Fett zu früh heiß wird . . . ha ha.

FRAGE: Haben Sie schon einmal mit den Beatles zusammen gearbeitet?

J. H.: Ja, wir arbeiten mit denen. Aber nicht musikalisch . . . ha ha. Das sind nette Kerle. Die Beatles und die Stones sind alles nette Kerle Kerle off-record, das ist wie eine richtige Familie. Und zwar so sehr, daß die Musik allmählich anfängt, gleich zu klingen. Manchmal wünscht man sich, nicht mehr zu dieser Familie zu zählen.

Ich glaube, daß früher oder später alle englischen Platten gleich klingen werden, so wie alle Tamla-Motown Platten gleich klingen. Einesseits ist das zwar hübsch, aber was passiert, wenn Du dann mal Deine eigenen Sachen machen willst?

FRAGE: Wie steht's mit der „Hippie“-Bewegung in England?

J. H.: Das ist alles längst nicht so organisiert wie hier in Amerika. Dort gibt's nur ulkig aussehende Kerle. Es ist eine kleine Sache, nicht zu vergleichen mit Amerika. Aber die Polizisten in England

finde ich Klasse. Die ärgern uns kaum. Einmal spazierte ich in London durch eine Straße, völlig geistesabwesend, vollständig, und eine Polizeipatrouille kam und rief: „Hello, Jimi, wie geht's?“ Und ich antwortete: „Ist jetzt Heute . . .“ oder schon der Jüngste Tag . . .“
(— Stelle aus seinem „Purple Haze“, Anm. d. Red.)

JIMI HENDRIX



BILL KERBY & DAVID
THOMPSON
Los Angeles Free Press

26

Vom Beat zur Pop Music

von P. Thiel Ollm

Keine Stilrichtung in der Musik hat wohl eine so schnelle Entwicklung erlebt wie die des Beat. Diese Entwicklung beginnt in den Fünfziger Jahren, als die Rock'n-Roll-Welle, der Grundstein des Beat, von Amerika auf England übergreift. Diese reichlich primitive Musik — sie besteht nur aus drei Akkorden und wird in den gitarrenangelegenen Tonarten e, a und g gespielt — vermischt sich mit dem Jazz, der wie der Rock rhythmusbetont ist und in den Tonarten c, f und b (Blasinstrumente) gespielt wird. In den englischen Hafenstädten kommen zu diesen beiden Teilen Elemente aus Schlager und Folklore. Diese ziemlich bunt durcheinandergewürfelte Musik wird von vier- oder fünfköpfigen Gruppen in der Besetzung Schlagzeug, Bass, Gesang und Melodieinstrument gespielt und die rhythmusbetonteste Musik, die es je gab, ist aus der Taufe gehoben. Die Arbeitslosigkeit in England trägt dazu bei, daß jetzt alles zu Schlagzeug und Gitarre greift, um so die Langleweile zu vertreiben und ein paar Groschen — oder Pennies — zu verdienen. Man trifft sich überall und läßt sich von den Gruppen, die jetzt wie Pilze entstehen (daher die Bezeichnung „Pilzkopf“ — oder doch nicht?) den knallharten Beat einhämmern. Jetzt hat man etwas, das Bombenstimmung erzeugt, von dem man sich beim „Tanz“ mitreißen lassen kann — kurz: man kann sich in den Beatkellern endlich einmal ordentlich austoben und den konventionellen Mief ausschwitzen.

Im Laufe der Zeit heben sich zwei Beatgruppen durch besonders gute Leistungen hervor: „The Beatles“ und „The Rolling Stones“. Immer mehr andere Gruppen ahmen den beiden Großen nach und schlagen ihre Wege ein, sodaß sich die Beatbands schon um 1960 zwei Gruppen zuordnen lassen. Die erste kann man mit dem Begriff „Melodiengruppe“ bezeichnen. An ihrer Spitze und zugleich bezeichnend für sie stehen die Beatles. Etwas weniger melodiebetont ist ein Zweig, für den Cliff Richard mit seiner Evergreen-Beat-Mischung symptomatisch ist. Extrem melodiebetont sind die Hollies (mit sämtlichen Namen wird nur ein bezeichnendes Beispiel aus einer ganzen Gruppe gegriffen). Diese Gruppe zeichnet sich durch besondere Vielseitigkeit in Bezug auf Melodie aus. In ihrer Musik bestimmen Kadenz, Mollparallelen, Wechselladungen, Modulationen und Chöre.

Anders die zweite Hauptgruppe, in deren Mittelpunkt die Rolling Stones stehen. Sie hebt sich von der ersten Gruppe deutlich durch starke Rhythmusbetonung ab. Als „Gemäßigte“ kann man die Kinks und als „Extreme“ die Yardbirds bezeichnen. Bei dieser Rhythmusgruppe wird großer Wert auf Variationen gelegt, d. h. auf Variationen in der gleichen Tonart des Themas. Bezeichnendes Instrument für diesen Rhythm & Blues-Stil ist die diatonische Mundharmonika, die nur in einer Tonart spielbar ist.

27

In diesem Stadium kann man einen Einschnitt in die Geschichte des Beat machen. Die zweite Epoche beginnt etwa 1966.

Anfänge der sogenannten „pop-music“ lassen sich erstmalig auf der Beatles-LP „Revolver“ erkennen. Etwas in der gleichen Zeit entstehen die ausgesprochenen Pop-Gruppen wie Jimi Hendrix und Cream.

Eine weitere Stilrichtung, die jetzt auf die Stone-Beatle-Musik trifft, ist die der Beat-Soul- und Gospel-singers (M. Jackson, R. Charles W. Pickett, J. Brown, usw.).

Noch einmal lassen sich die bestehenden Bands in Gruppen einteilen. Ordnet man sie diesmal drei Gruppen zu, so sind diese 1. Who, J. Hendrix, Cream; 2. Beatles, Bee Gees, Tremeloes; und 3. Rolling Stones, Animals, Kinks, Beat-Soul-Singers. Etwa zwischen der ersten und der zweiten Gruppe verläuft die Linie der Pop-Musik. Das bedeutet also, daß sich die dritte Gruppe am meisten wandeln muß, und das macht sich auch auf den Schallplatten der Bands bemerkbar — keine Andeutung mehr von Rhythm & Blues.

Nach der Hippie-Bewegung läßt sich eine Gruppeneinteilung nicht mehr vornehmen. Jede Band versucht einen ur-

eigenen Sound zu finden, aber im Grunde wird ihre Musik doch von einem Glied verbunden — vom Pazifismus der Hippies, der sich in der Musik und in den Texten widerspiegelt.

Diese Musik, in knapp 15 Jahren aus dem Rock'n-Roll entstanden, bezeichnen wir heute als „pop-music“. Sie zeichnet sich aus durch neue elektronische Klangeffekte und durch den Einsatz neuer Instrumente (Streichinstr., Orgel, fremdländische Instrumente). Die Texte sind geprägt von moderner Lyrik und Protest — das einzige, das an die ersten Ausbrecher aus der Konvention erinnert, die Beatniks.

Ein Ende der Entwicklung dieses neuen Musikstils ist noch nicht abzusehen. Täglich erscheinen neue Überraschungen auf dem Plattenmarkt. Man kann eines jedoch mit Sicherheit sagen: Wie sich schon aus dem Einsatz anspruchsvoller Instrumente (Violinen, Orgeln) erkennen läßt, wird die Entwicklung dahin gehen, daß sämtliche Primitivität von den Gruppen abgeschüttelt werden wird und daß sich die Jugend sich sicher nie wieder ausnahmslos mit den „Alten Meistern“ beschäftigen wird.

(What a drag it is getting old-Mick Jagger)

Fragen an Dylan

Frage: Sind Sie in erster Linie ein Sänger oder ein Poet?

B. D.: Oh, wissen Sie, in erster Linie halte ich mich für einen „song & dance man“.

Frage: Wie würden Sie Ihre Musik nennen?

B. D.: Ich würde sie vision music nennen, es ist eine mathematische Musik.

Frage: Würden Sie sagen, daß bei Ihnen die Worte wichtiger sind als Ihre Musik?

B. D.: Beides ist gleich wichtig. Ohne Worte würde es auch keine Musik geben.

Frage: Was machen Sie gewöhnlich zu erst?

B. D.: Die Worte!

Frage: Welche Poeten mögen Sie besonders?

B. D.: Rimbaud, W. C. Fields, Allen Ginsburg, Smokey Robinson, Charly Rich.

Frage: Wollen Sie heute noch Ihre alten Stücke wieder aufführen?

B. D.: Nein, nein. Letzte Tage sah ich ein Songbook von mir, und an eine Menge der Lieder darin kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern, selbst an die, von denen ich Platten machte.

Frage: Was halten Sie von Leuten, die Ihre Platten und Songs analysieren?

B. D.: Ich heiße Sie willkommen — mit offenen Armen.

Frage: Hören Sie sich auch Ihre Stücke an, die von anderen Leuten aufgenommen werden, wie beispielsweise jetzt „Mighty Quinn“ von der Manfred Mann Gruppe in England?

B. D.: Manchmal schon. Ich habe nur wenige bisher gehört. Die meisten, die ich gehört habe, sind nicht nach meinem Geschmack.



„Oh, Pop-Art!“ Gespräch mit Roy Lichtenstein

Statt eines eigenen Artikels drucken wir hier ein Interview mit Roy Lichtenstein ab. Dieses Interview wurde von der International Times, einer Londoner Untergrund-Zeitschrift, in der Ausgabe vom 1. 2. 1968 veröffentlicht.

Roy Lichtenstein ist einer der Gründer der pop art. Ursprünglich war er Gebrauchsgraphiker und malte in seiner Freizeit in dem damals aktuellen abstrakten expressionistischen Stil. Nachdem seine Kinder klagten, sie könnten seine Gemälde nicht verstehen, zeichnete er riesengroße Walt Disney Figuren. Dann beschloss er, diese Figuren genauso zu schätzen wie seine Kinder es taten und begann zu experimentieren.

Das war 1957.

Von da an entwickelte er ständig seinen Stil, malte comic strips, Gemälde in Picassos Stil (vor kurzem erregte er Aufsehen mit einem haargenau abgemalten Picasso (Anm. d. red.) und Variationen seiner früheren Stile. Im Augenblick beschäftigt er sich mit kinetischen Gemälden und Töpferei.

Seine Bilder lassen keine intellektuelle Interpretation zu, sie sind direkt in der Kommunikation, haben die Qualität einer starren Existenz, die jede Interpretation unmöglich macht, die Ausdrücke wie Aussage, versteckte Aussage gebraucht oder was man sonst noch in der intellektuellen Kunstkritik findet. Wer behauptet, er verstehe seine Kunst nicht, ignoriert das Offensichtliche. In welche Richtung gehst Du mit Deinen Arbeiten?

Ich arbeite an diesen modernen Gemälden, und ich will noch 'ne ganze Masse machen. Ich will mit den damit verbundenen Skulpturen weitermachen. Ich hab' glaub' ich, gerade die Oberfläche ein bißchen angekratzt. Bis jetzt habe ich auf diesem Gebiet gerade fünf Skulpturen gemacht.

Wenn Du von modern sprichst, meinst Du dieses noire pattern (?) ...

Nein, nein, ich meine die Kunst der dreißiger Jahre, der rockefeller center radio city 30er.

So W. P. A. (works projects administration (anm. d. red.) Fresken?

Ja, das auch, aber ich will zwei Richtungen gehen, eine so etwa W. P. A. salut an Arbeiter, Militär, Luftfahrt usw., und die andere Richtung ist vollkom-

men abstrakt, Bauhaus — mehr Architektur. Ich habe in beiden schon ein bißchen gemacht. In der Skulptur will ich was mit Messing und Glas machen — und will noch 'ne ganze Masse mehr mit Spiegeln machen. Und ich will ein paar machen, die wie Lampen sind. Eben diese Fresken, die ich machen will und so — Leinwand und Skulptur getrennt.

Wie ist die Situation der Kunst?

Wenn in der Pop Art die Idee einmal verstanden ist, wäre es albern, das noch mal zu machen. Vielleicht sollte man es dann abstrakt machen. Niemand lehnt abstrakte Kunst als Kunst ab, und man weiß, daß es wirklich Kunst ist, und es wird nie Zweifel über diese Art von Kunst geben. Ich glaube, das ist ein sicherer Weg, aber auf der anderen Seite, wenn ich Student wäre oder gerade anfang, weiß ich nicht, was ich machen würde. Vermutlich würde ich das machen, weil ich nichts kenne, was man sonst machen könnte, bis man seinen eigenen Stil gefunden hat. Aber ich hab irgendwie so den Eindruck, daß im Augenblick nichts Neues erfunden wird und die Leute auf der Stelle treten — und kleine Ableger von der gleichen Sache machen. 1961 habe ich gesehen, wie Morris vollendete graue Kuben machte, und so sehe ich keinen Grund, das zu wiederholen. Wenn man einmal angefangen hat, es auszuschmücken, zu polieren, oder was man sonst machen könnte, man macht immer noch das selbe.

Gestern bin ich durch die „late gallery“ gegangen, in der Du Deine Sachen aufgehängt hast. Die Kommentare, die ich von den Leuten aufgeschnappt habe, zeigten, daß die Zuschauer beeindruckt waren. Sie waren beeindruckt von der Vitalität und Energie, die Deine Bilder zu haben scheinen. Hast Du sowas wie Energie?

Ich hab nicht viel mitgekriegt, weil ich die ganze Zeit beschäftigt war. Es wäre schön, wenn die Leute das gefühlt hätten. Vermutlich kommt das daher, daß sie vorher nur Reproduktionen gesehen haben, die mehr an die Vorlage als an mein Original erinnern. Wenn sie jetzt das Original sehen, könnten sie den Eindruck bekommen, es hätte etwas wie Energie.

Sind viele pop-Maler aus England gekommen?

30

Es hat ja eigentlich hier angefangen. Auf jeden Fall sind sie hier bekannt geworden. Richard Hamilton hat solche Sachen ziemlich früh gemacht. Hier interessiert man sich wahrscheinlich mehr für pop als in den Staaten. 1962—64 gab es ein intensives Interesse. Dann fingen andere an, diese optischen Dinge erreichten ziemlich viel Publizität, aber dann beherrschten die Grundstrukturen den Markt. Die Leute, die 1961 wichtig waren, sind immer noch die maßgebenden. Naht daß einer im Mittelpunkt stünde, aber die pop-Leute Warhol, Rosenquist, Oldenberg, Segal, Stella, Kelly, Morris und Judd machten das alles schon 61. Obwohl sich jeder verändert hat und es Interesse für neue Leute gibt, hat sich die Situation nicht geändert. Es sieht eben keiner auf Strömungen — niemand sagt: „Oh, pop-art!“ sondern man sieht auf die Leute in der pop-art. Es ist fast wie mit den alten Meistern.

De Kooning malt immer noch.

Ja, De Kooning Fans gucken auf de Kooning und auf Barnett Newman und all die Leute, die in der abstrakten Bewegung gut waren. Und genau das passiert: Die Leute sind jetzt wählerischer und ich glaube, daß die jungen Leute da rumkurken, meistens im Gebiet der abstrakten Malerei, und es gibt ein paar neue Sachen wie accent-art, aber ich glaube, daß da nur wenige mitmachen werden.

Glaubst Du, daß viele der jungen Leute, die früher in Gallerien gegangen wären jetzt in die „lightshows“ der Clubs geführt werden?

Das stimmt, was die jungen Leute betrifft, aber man versucht nicht, Kunst auf diese Art festzulegen. Ich sage nicht, daß es sich dabei nicht um die „schönen Künste“ handele, aber man versucht nicht, damit in die Gallerien zu kommen. Die Arbeiten sind wohl mehr den „happening“-Leuten verpflichtet, und man hatte nie Interesse daran, in die Gallerien zu kommen. Meine These ist, daß es nichts sichtbar Revolutionäres seit 61 gibt. Mit anderen Worten: Alles, was man heute macht, ist schon mal dagewesen. Morris hatte zu der Zeit schon „boxes“ gemacht, pop war schon da und Nolands Arbeiten gab es auch schon. Psychedelic: Es gibt ein paar Künstler, die keine neue Stilart benutzen, sondern deren Einstellung zum Bemalen der Leinwandoberfläche sehr sensuell — romantisch ist, eine psychologische Sinneswahrnehmung, nicht mit art-nouveau Formgebung, sondern mit

31

einer Art Noland-Stil in Ihrer Art. Peter Young und Dan Christiansen — zwei junge Leute, die gut sind. In New York hat man sich bis vor kurzem auf Bildhauerei spezialisiert.

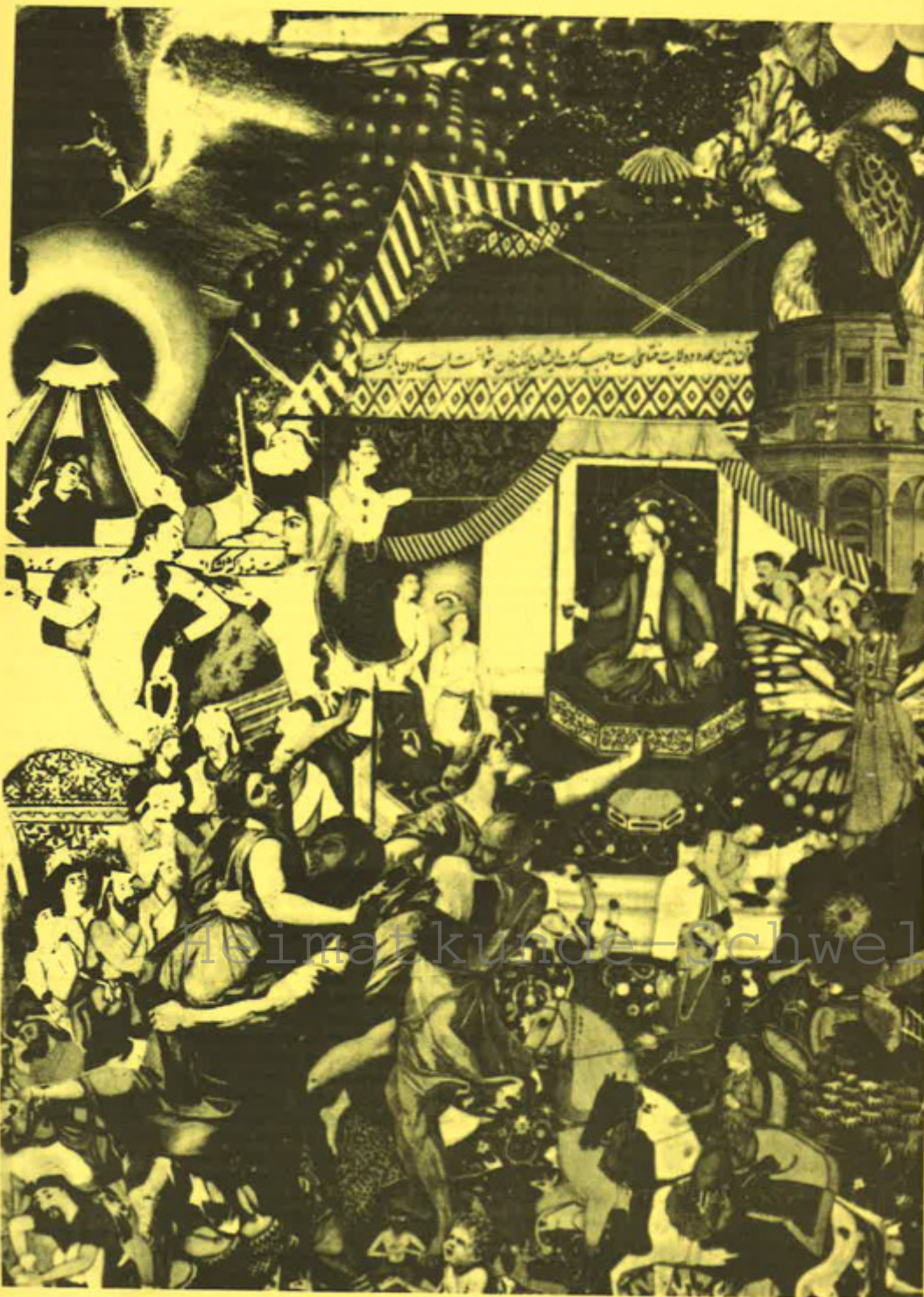
Wie findest Du es, wenn die Presse Dich einen pop-Helden nennt wie die Times gestern?

Na ja, man weiß, es ist übertrieben, aber man hat's wohl gerne, wenn über einen gesprochen wird. Ich meine, man muß nur daran denken, wie schrecklich es ist, ein Kunstmagazin aufzuschlagen, ohne seinen Namen darin zu finden. Ich glaube es gibt viele andere Künstler, pop-Künstler, die diesen Ausdruck hassen, ich glaube, Oldenburg verabscheut ihn. Aber es ist wirklich so, daß niemand speziell über Künstler spricht; man spricht von Cezanne und Rembrandt — im gleichen Atemzug nennt man Kubisten, Impressionisten usw., manche Leute reden von einzelnen Malern, aber die Tendenz geht dahin, daß man alle Künstler auf einen Haufen schmeißt — allerdings neigt pop schon vom Stil her dazu, alles auf einen Haufen zu schmelzen — ich meine es ist meine Absicht, wenn ich einen Picasso male, es zu generalisieren, sodaß mir das Wort pop nichts ausmacht, weil es nur pop ist, um es pop zu nennen. Außerdem würde sich eine neue Definition — intellektueller, spezifischer ist das Wort, das ich suche — doch nicht durchzusetzen, man wirds weiter pop nennen.

Ich glaube, du hast das vorher schon ein bißchen berührt. Du sprichst pop — Deine Werke, Warhols Werke, die von Rosenquist und Oldenberg haben die ganze pop-Szene sehr beeinflußt, nicht unbedingt in der Malerei, sondern kulturell, geh' zum Beispiel mal in die Carnaby Street oder in die Kings Road. Merkst Du es irgendwie, siehst Du Deinen Einfluß?

Nicht unbedingt, und ich glaube, die anderen auch nicht, weil ich nicht weiß, wieviel davon von der pop-music kommt, die vermutlich einen weit größeren Einfluß hat, nur daß das pop-image von den pop-Künstlern kommt, denn woher sollte es sonst kommen? Gestern habe ich in der Kings Road einen Laden mit über zwanzig cartoon-Figuren gesehen, die an der Vorderseite kleben.

Ja, davon gibts auch ziemlich viele. Das ist ganz interessant, ich seh's sogar ganz gerne, denn es zeigt, daß man etwas Eindruck auf die Kultur gemacht hat. Ich glaube, man sieht es immer ganz gerne, wenn man etwas beeinflußt hat. Ego thing I guess.



HORIZONTAL
The Bee Gees
(Polydor!) 19,—

Diese wunderhübsche Platte befindet sich in einem lieblich-bunten Umschlag, der jedoch nicht horizontal, sondern viereckig ist. Außerdem ist er feuchtigkeitsempfindlich. All diese entschuld-baren kleinen Mängel werden durch das besonders wohl gelungene Schwarz der Scheibe selbst aufgehoben. In der Mitte befindet sich ein Loch — eine sinn-reiche Einrichtung, die es ermöglicht, die Platte auf die meisten im Handel erhältlichen Grammophone aufzulegen. Auf der Platte läuft eine Rille spiralförmig zum Loch hin, um kurz davor in einem harmonischen Rund ihre Vollen-dung zu finden. Zudem ist die Platte nicht etwa viereckig — nein, sie ist RUND!

All diese nützlichen Eigenschaften hat auch

JOHN WESLEY HARDING
Bob Dylan
(CBS \$ 63 252 19,—)

Und auch noch Musik. Und was für eine! Und eine Geschichte auf der Platten-hülle: Die drei heiligen Könige be-suchen Frankle Lee, den Spieler, der in der „Ballad of Frankle Lee and Judas Priest“ von Judas in ein Etablissement mitgenommen wird, wo er verendet. Das sind Texte: I dreamed I saw St. Augu-stine / alive with fiery breath / & I dreamed I was amongst the ones / that put him out to death / oh, I awake in anger / so alone and terrified / I put my fingers against the glass / & bowed my head & cried. Leider ist Dylans Stimme nicht mehr so brutal wie vor dem Unfall. Begleitung: Gitarre, Harmonika, Bass, Schlagzeug. Dylan ist und bleibt der Größte.

DISRAELI GEARS
Cream
(Polydor 134 105 19,—)

Wenn man sich die Musik von diesen drei Burschen anhört, kriegt man's nicht in den Kopf, wie solche Typen wie die Bee Gees überhaupt noch landen kön-nen. Die Cream haben alles, was sie sich wünschen können.

Clapton als Gitarristen, Bruce, einen duften Sänger und einen Schlagzeuger,

der vom Modern Jazz kommt: Ginger Baker. Nicht so urig wie Jimi Hendrix, aber doch noch als Begleitmusik für ein kleines Match geeignet. Texte: noch ein bißchen zu viel von dieser „castles in the sky“-Masche. Bei Sachen wie „Tales of Brave Ulysses“ (carving deeply in the tissue of your mind) oder „We're Going Wrong“ kann man nur staunen, wie sich die Beat-Texte gemacht haben. Empfehlenswert.

INDE (VOYGES AUTOR DU MONDE)

Ravi Shankar
(Fontana 688 021 19,—)
Ravi Shankar, Sitar & Chatur Lal, Tabla
 Kauf dir einen Luftballon, Junge. Nain, besser zwei. Einen roten. Und einen blauen. Laß sie fliegen. Erst mal bis zur Zimmerdecke. Dreh den Ravi auf volle Lautstärke. Leg dich lang hin. Starre die Luftballons an. Du wirst sehen, die wunderbaren Träume kommen. Bunte Träume. Von einem herrlichen Land. Gooty ist Staatspräsident und Asterix die ein-zig erhältliche Lektüre . . . Träume, Junge, träume! Der Ravi hilft dir. Rund 50 Minuten lang. Und wenn dann die Platte zuende ist, laß die Luftballons fliegen. Ja, laß sie fliegen. Schau ihnen nach, wie sie im Himmel verschwinden. Und danke dann über dein beschlis-senen Leben nach!

NEW MASTERS
Cat Stevens
(Deram D 59 19,—)

Vielleicht eine der besten L.P.s des Jahres, auf jeden Fall die sympathisch-ste — und Cat Stevens persönliches Meisterstück. Stevens zeigt sich wieder als gelernter Komponist und Arrangeur — und nicht zuletzt als ausgezeichnete Sänger mit einer nicht unbedingt schönen, aber hochinteressanten Stimme. Sehr hübsch: „The Laughing Apple“ — vom freundlichen Apfelbaum mit den lachenden Äpfeln, ebenso „Northern Wind“, eine Ballade im Stil schottischer Volkslieder und natürlich — die Ge-schichte von „Kitty“, dem Mädchen, für das er sich abrackert, obwohl ihn alle auslachen. Musik für alle, die sich weder für Hum-perdinck noch für Hendrix recht erwär-men können.

Elektro-Schmidt

Inh. Paul-Josef Schmidt

**Elektro-Installation und
Lieferung sämtlicher
Beleuchtungskörper**

Schwelm Mittelstraße 14

Möbel Teppiche Auslegware

In reicher Auswahl
zu günstigen Preisen!

Heimatkunde-Schwelm.de

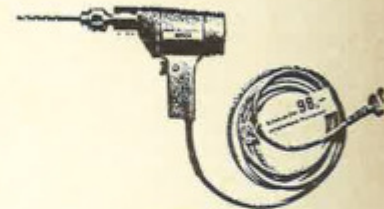


Mittelstraße 32
Fernruf 958/2387

Drosselstraße 2
Ecke Hauptstraße

Das Haus für gepflegte Wohnkultur

Mit diesem Gerät sparen Sie Zeit und Geld.



**BESSER: BOSCH
COMBI**

Bohrt, Sägt, Schleift,
Poliert, Schneidet Hecken.

Ab DM 98,- (empfl. Richtpreis).

DRAEGER & BASTIAN **DB**
100 SCHWELM, A. RUE 12333 UND 14225

Bosch Combi System E für jeden
Haushalt,
Bosch Combi System M für den
perfekten Heimwerker.

Gardinen - Teppichböden - Heimtextilien

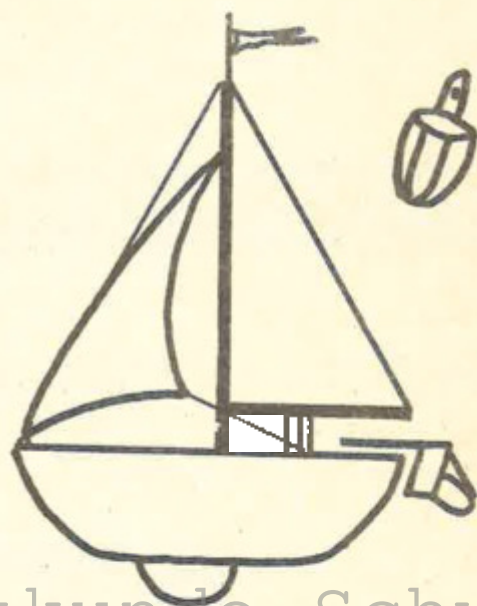
Fachkräfte erfüllen Ihre Wünsche



Einmal ging ich mit meinem Bruder segeln. Am See angekommen tauchten wir das Boot auf und fuhren los. Ich übernahm die Pinne. Wir kreuzten ein paar mal von Ufer zu Ufer bis in einen Nebenarm hinein, der von unserem Liegeplatz etwa einen Kilometer entfernt lag und fuhren dann die ganze Strecke vor dem Wind zurück und in einen weiteren Arm des Sees hinein. Wir wären beinahe eingeschlafen; denn es herrschte fast kein Wind. Aber plötzlich kam eine ziemlich starke Windböe auf, die das Boot auf die Seite legte. Wir versuchten natürlich, das Kahn wieder aufzurichten, doch er war bereits weitergelaufen. Wir sprangen schnell auf das Schwert, um es wieder unter Wasser zu drücken. Aber weil die Großschot schon belegt war, schafften wir es nicht. Um sie loszubekommen, hätten wir schwimmen müssen, aber das Wasser war zu dieser Jahreszeit noch viel zu kalt. Doch da kam glücklicherweise ein anderer Junge mit seinem Boot dazu, der die Mastspitze unseres Kahns aus dem Wasser hob und ihn wieder aufrichtete. Jetzt schöpften wir mit dem Ösfaß das Wasser aus dem Boot. Als wir es leer hatten, fuhren wir frierend und zähneklappernd zu unserem Liegeplatz zurück, denn für heute hatten wir genug.

Eine Kenterfahrt

Michael Kempa U11b



Skizze eines Segelboots:

1. Schwert
2. a Ruder
b Pinne
3. Großschot
4. Großsegel
5. Fock
6. Vorschot
- Ösfaß

Erklärungen

Es werden wohl viele Ausdrücke in diesem Aufsatz nicht verstanden worden sein. Hier noch einige Erklärungen:

- Pinne: Steuer des Bootes
kreuzen: zick-zack gegen den Wind fahren
vor dem Wind: Boot wird vom Wind getrieben, d. h. Wind kommt von hinten
Windböe: Windstoß
Krängen: Boot legt sich stark auf die Seite
Schwert: hochziehbarer Kiel ohne Rollast
belegen: Schoten festmachen
Großschot: Leine die das Großsegel belegt hält
Vorschot: Leine die das Focksegel belegt hält
Ösfaß: Schöpfkelle

Nächtlicher Spuck

Doris Lehmgrübler Vc

Eines Nachts wurde ich plötzlich durch einen grausamen Lärm aus dem Schlaf gerissen. Voller Angst weckte ich meine Schwester. Diese knipste das Licht an, und wir sahen, daß es erst vier Uhr war. Angstlich lauschten wir beide auf ein unheimliches Geräusch. Es klang, als ob sich ein Mann mit schlurfenden Schritten unserer Tür näherte. Wir stopften uns die Ohren zu und zogen uns die Bettdecke über den Kopf. Wir versuchten einzuschlafen. Doch vergebens! Das Geräusch wurde immer stärker. Jetzt schien es sogar an der Balkontür zu rütteln. Keine von uns beiden wagte nachzusehen was los war. So lagen wir lange wach. Als endlich gegen halb sechs Uhr einige Fenster in der Nachbarschaft erleuchtet wurden, stand ich müllig auf, schlich bis zur Balkontür, schob den Vorhang zur Seite, und da sah ich die Bescherung. Der Wind hatte unsere Plastikwand zerrissen und die vielen Stücke über den ganzen Balkon geschleift. Das also hatte das fürchterliche Geräusch verursacht. Da merkte ich, daß meine Angst ganz unnütz gewesen war.

Fahrt zum Mond

Heidrun Emde VM

Es war in der Nacht zu meinem 11. Geburtstag, da hatte ich nämlich einen seltsamen Traum.

Ich war in „Cap Kennedy“, ich wollte zum Mond fliegen. Aus dem Lautsprecher in der Rakete tönte es: „Ten, nine, eight, seven, six, five, four, three, two, one!“, und mit einem lauten Knall startete ich. Ich sah die Orion und noch viele andere Sterne und Planeten, und auf einmal landete ich mit einem Rums auf dem Mond. Vorsichtig stieg ich aus. Da sah ich auch schon die ersten Mondmenschen. Sie waren ungefähr 12 Meter groß. Es gab auch Mondaffen, die ungefähr 30 Meter groß waren. Als ich auf einem Spaziergang war, begegnete mir ein solches Tier. Es kam ganz schnell auf mich zu. Ich zitterte und bebte am ganzen Leibe. Da kam auch schon das Ende des Mondes in Sicht. Mir wurde ganz schwach in den Beinen, und ich fiel — und fiel genau in mein Bett hinein. In diesem Augenblick sagte eine Stimme zu mir: „Aufstehen, du willst doch wohl nicht an deinem Geburtstag verschlafen“. Da erst bemerkte ich, daß das nur ein Traum gewesen war. Ich erzählte meiner Mutti den Traum. Sie mußte sehr darüber lachen.

Wir waren an unserem Ferienort angekommen. Da wir nicht angemeldet waren, bekamen wir ein Zimmer unter dem Dach. Aber das war nur ein Notbehelf für 2 Nächte. Dann sollten wir ein besseres Zimmer bekommen. Wir waren schlafen gegangen; da wurde ich plötzlich durch ein Geräusch geweckt. „Klapp-klapp, klapp-klapp!“ kam es aus einer Zimmerecke. Ich machte Licht und sah mich im Raum um — nichts. Also schlief ich weiter.

Am anderen Tage hatte ich den kleinen Zwischenfall vergessen; aber in der nächsten Nacht wiederholte sich das Geräusch. Am Morgen erzählte ich meinen Eltern davon. Auch sie konnten sich das seltsame Geräusch nicht erklären. An diesem Tage bekamen wir ein anderes, besseres Zimmer. In der Nacht horchte ich gespannt, ob sich auch in diesem Zimmer das Geräusch wiederholen würde. Doch jetzt blieb alles still. Also würde ich wohl nie erfahren, woher jene rätselhaften Laute gekommen waren.

Der Tag der Abreise war gekommen. Ich wollte zum Andenken noch rasch unser Ferienhaus fotografieren. Da bemerkte ich oberhalb des Fensters, daß zu unserem ersten Zimmer gehört hatte eine Bewegung. Nanu, was war denn das? Ich sah genauer hin und erkannte nun, daß es Vögel waren, die in eine Höhlung der Wand schlüpfen. Dort hatten sie wohl ihr Nest. Diese Vögel also waren es gewesen, die jene unerklärlichen nächtlichen Geräusche verursacht hatten. Jetzt, nachdem dieser „Fall“ aufgeklärt war, konnte ich beruhigt abreisen.

Eine Überraschung

Klaus Hagemann Ulm a



Heimatkunde-Schwelm.de

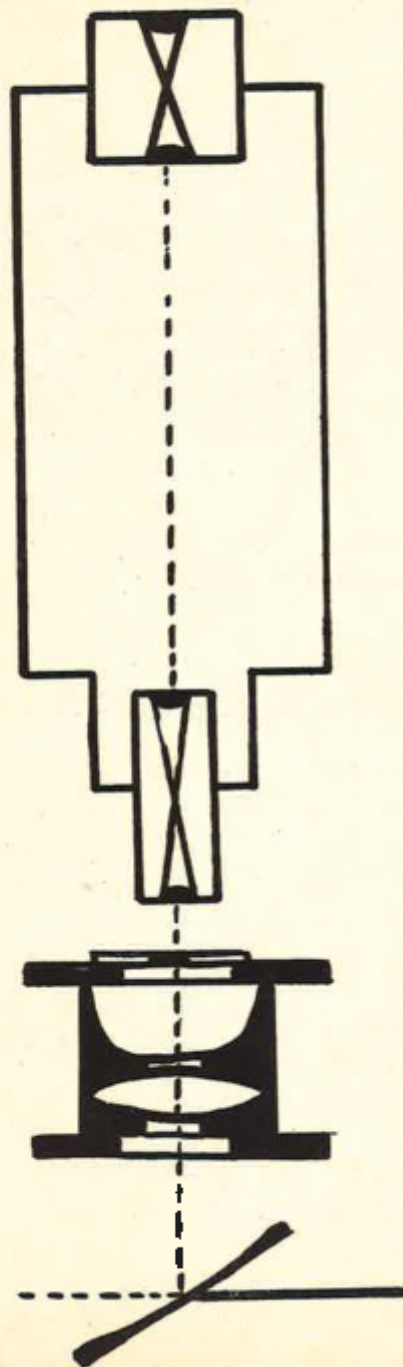
Mikroskopieren für Anfänger

Für diejenigen, die ein Mikroskop besitzen, über den Gebrauch aber noch keine Informationen durch diesbezügliche Lektüren erhalten haben, sei dies eine kleine Anleitung.

1. Das Mikroskop selbst sollte man immer vor Staub geschützt aufbewahren; Okular und Objektiv bedürfen besonderer Pflege.
2. Für die Präparateherstellung braucht man Objektträger und Deckgläser.

Außerdem wird ein einfaches Besteck, bestehend aus Schere, Pinzette, Lanzett, Spachtel und Skalpell, unentbehrlich. Uhrgläser und Präparatgläser werden nur zur Herstellung von Dauerpräparaten gebraucht. Zum Auftropfen der Flüssigkeiten auf das Präparat ist eine kleine Saugpipette mit Gummihütchen notwendig.

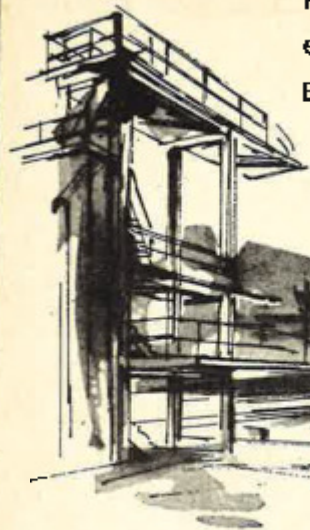
3. Für pflanzliche Fasern ist eine Fixierung nicht unbedingt erforderlich.



Bei lebendem Gewebe fixiert man in Äthylalkohol (kein Spiritus oder Petroleum) oder in Formal (35—40% Lösung von Formaldehyd). Was im Verhältnis 1:9 mit Leitungswasser zu mischen ist. Die Dauer beträgt 1—2 Tage, danach muß man in Leitungswasser auswaschen. Zum Fixieren, Auswaschen und Färben wird das Präparat auf einer Watteunterlage in das Präparatglas gelegt und vorsichtig soviel aufgetropft, daß die Flüssigkeitsmenge ungefähr 50 mal so groß ist wie das Objekt. Für die mikroskopische Untersuchung ist nun ein sehr dünner Schnitt des Präparates in der Größenordnung von 20—40 μ notwendig. Dieser Feinstschnitt kann durchgeführt werden eventuell mit einem Raslermesser oder exakt mit einem Mikrotom. Wasserreiche, weiche Pflanzenteile werden zuvor in Alkohol gehärtet. Zum Schneiden klemmt man das Objekt zwischen zwei Kork- oder besser Halundermarkscheiben. Danach wird das Präparat gefärbt. Zuerst sollte man sich keine speziellen, sondern allgemeine Farbstoffe anschaffen, wie Eosin, Hämatoxylin (Delafield) und Methylorblau. Liegt eine gewisse Erfahrung mit diesen allgemeinen Färbemitteln vor, so können die speziellen Färbemittel wie Boraxkarmin, Anilinblau — Orange — G und Kernedrot — Aluminiumsulfat für tierische Gewebe; Direkttiefschwarz — E, Fuchsin und Safranin für pflanzliche Gewebe zur Anwendung gebracht werden. Das Präparat wird danach in Alkohol entwässert, auf den Objektträger gelegt und mit einem Tropfen Einschlüßmittel bedeckt. Hierzu verwendet man am besten Caedax oder Kanadabalsam. Nachdem das Deckglas aufgetragen wurde, muß man das Präparat mehrere Tage horizontal lagern und trocknen lassen. Dann kann ein Lackring aufgetragen werden. Die Präparate können in einer Mappe oder einem hierfür vorgesehenen Kasten aufbewahrt werden.

4. Als Anfangsliteratur sind die Bücher:
 - a) Stehli, Mikroskopie für Jedermann und
 - b) Kräuter, Mikroskopie im Alltag, vorgeschlagen.

Dirk Böttger Ulm



Modernes Waldschwimmbad mit Sauna
eine Oase der Ruhe und Erholung
Erteilung von modernem Schwimmunterricht

Schwelme-Bad

... und die Blumen
von



Heimatkunde-Schwelm.de
Hans Goller

SCHWELM/Westf. HAUPTSTR.48 RUF 3004

FLEUROP



Herren- und Burschenkleidung, Mäntel
in Wolle und Popeline, Anzüge für jeden
Geschmack, Saccos und Hosen, Anoraks,
Herrenoberhemden und -wäsche in
großer Auswahl, Freizeitartikel und
Berufsbekleidung.

Kaufen Sie in großer Auswahl
Immer vorteilhaft bei Ihrem

Herrenbekleidungshaus in Schwelm

Albert Engbers

Hauptstraße 59 Telefon 2485



HONDA S 800

R. Windhövel Ollis

Die äußeren Details des Honda S 800 lassen in keiner Weise die Identifizierung seines Herkunftslandes zu. Der englische Roadster-Style fehlt, in Deutschland gibt es für solch einen Preis nicht das Dargebotene. Wer die Devise des Honda-Chefs kennt, — der Motor muß laufen wie eine Nähmaschine — kann an den Messwerten des Motors (Drehzahl, PS) leicht erkennen, daß es sich hier um ein japanisches Sportwägelchen handelt. Die für Sportwagen bekannten englischen Firmen haben gegenüber der modernen Motorbauweise des Honda einen antiken Stil. Der wassergekühlte Reihenvierzylinder mit Leichtmetallmotorblock mit paarweise zusammengesetzten Laufbüchsen hat trotz seiner sportlich eingestellten Art einen einigermaßen langlebigen Motor. (60 mm x 70 mm) Bei der zulässigen Höchstzahl von etwa 8500 U/min beträgt die Kolbengeschwindigkeit bereits 20 m/s. Da der Motor eine Schräglage von 45° hat, wird die Einbauhöhe stark verringert. Eine Erniedrigung des Motorverschleißes wird von Nadellagern der Pleuel und der Kurbelwelle unterstützt. Zwei oberliegende Nockenwellen betätigen über kurze Dasselstöße die V-förmig eingeordneten Ventile. Die Keihin-Doppelvergaser (unterdruckregelt) werden durch eine elektrische Benzinpumpe versorgt. In unseren Autokreisen benötigt man durchweg 1,5 Ltr. Hubraum, um 67 DIN-PS auf die Beine zu stellen. Honda benötigt etwas mehr als die Hälfte dazu, um die Liter-Leistung von 85 PS/Liter dem für unsere Begriffe schon fast einem Rennmotor darstellenden Antriebsaggregat zu entlocken. Die Leistung hat der Honda nicht nur aus der Drehzahl, sondern auch durch seine perfekte Ventilsteuern und durch die ausgezeichnete Gas-

föhrung. (Spitzenwert des Drehmoments bei 5800 U/min entsprechend 7 m kg, zwischen 25° U/min und 8000 U/min entsprechend ca. 6 m kg) über die Perfektion eines solchen Hochleistungsmotors wie in Japan verfügt man in Europa noch nicht. Das Vierganggetriebe (vollchronisiert) verfügt über äußerst kurze Schaltwege. Die an Querlenkern aufgehängten Vorderräder werden durch Drehstäbe abgedeutet. Ein Panhard-Stab und Längslenker führen die starre Hinterachse. Durch die einfachen japanischen Stoßdämpfer wird ein untersteuerndes Fahrverhalten gefördert. Das Auto wird dadurch ebenfalls auf weicherer Fahrbahn zum Versetzen angeregt. Die exakt arbeitende Zahnstangenlenkung trägt zur genauen Linienführung bei. Seine Federung ist ebenso sportwagenmäßig wie das ganze Auto selbst. Die zum gleichen Preis lieferbaren Versionen (Coupe oder Roadster) hängen ganz von den Wünschen des Käufers ab. Das Coupe bietet unter seinem Fastback etwas mehr Platz, aber der Nutzraum des Roadsters kann durch eine Gepäckbrücke ergänzt werden. In der Ausstattung unterscheiden sich Coupe und Roadster nicht. Sämtliche Instrumente, wie Tachometer, Drehzahlmesser, Temperatur-, Ampere- und Benzin-Anzeiger sind günstig platziert und gut ablesbar. Trotz seines Gewichtes von 800 kg ist der Honda für den Preis ein echter Sportwagen mit einem seltenen Motor und guter Verarbeitung.

Die Qualität bekommt man umsonst.

Vierzylinder-Viertakt-Reihenmotor
Hubraum 791 ccm
Leistung 67 PS bei 7570 U/min
Höchstgeschwindigkeit 162 km/h
Gewicht 782 kg
Verbrauch 10,7 ltr./100 km

Schule in den USA

Elisabeth Wahl Uls

Schon seit langer Zeit wird das bundesrepublikanische Schulsystem diskutiert und kritisiert. Die einen behaupten, es gebe zu viele, die anderen, es gebe zu wenige Abiturienten. Eine Seite meint, die Oberschule solle nur für eine Elite bestimmt sein, während die Gegenseite bestrebt ist, sie für eine möglichst breite Masse von Schülern zu öffnen, usw. In dieser Situation kann es nur von Vorteil sein, einen Einblick in das Schulsystem anderer Nationen zu bekommen. Da ich selbst ein Jahr lang als Austauschschülerin in den USA war, möchte ich ein wenig über amerikanische Schulverhältnisse berichten.

Die Amerikaner haben eine zwölf Klassen (grades) umfassende Einheitsschule, die jeder Schüler möglichst bis zum Abschluß besuchen sollte. Schon dadurch wird gewissermaßen betont, daß alle — zumindest formal — gleich und gleichberechtigt sind, während man bei uns leider manchmal den Eindruck haben kann, daß die Oberschüler sich ihrer Überlegenheit gegenüber den „Nurvolksschülern“ nur allzusehr bewußt sind und dadurch leicht in die Gefahr kommen, überheblich zu werden.

Die zwölf Jahre zerfallen in: 1. „elementary school“ (1.—6. Schuljahr), etwa als Grundschule zu bezeichnen, 2. „intermediate school“ (7.—9. Schuljahr) auch „junior high school“ genannt, und 3. „senior high school“ (10.—12. Schuljahr). In der „elementary school“ geht es vor allem um das Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen. Schon diese jungen Schüler haben etwa von acht bis drei Uhr Unterricht, allerdings mit einer großen Mittagspause, in der sie, wenn möglich, zum „lunch“ nach Hause gehen. Einige Lehrer nehmen sich auch Zeit dafür, zwischen durch mit den Jüngsten zu spielen; sie unternehmen mit ihnen Ausflüge und Besichtigungen. Die Kinder haben auch schon in der Schule Gelegenheit, ihre Aufgaben zu erledigen, damit sie nach Schulschluß wirklich frei sind.

In der „junior high school“ geht es im wesentlichen so zu, wie in der „senior high“: die Schüler können schon einen Teil ihrer Fächer selbst aussuchen. Englisch, Mathematik, Sport und jedes Jahr noch ein bestimmtes Fach dazu sind Pflicht. Daneben gibt es Wahlfächer, die die Neigung des einzelnen ansprechen. Mein amerikanischer Bruder John war damals 12 Jahre alt und besuchte das 7. Schuljahr. Außer den Pflichtfächern belegte er noch Erdkunde, Band, Science (Einführung in die Naturwissenschaften) und Shop (Basteln). In der junior wie in der senior high school wird jedes Fach jeden Tag (außer Samstag) zur gleichen Zeit unterrichtet — sehr eintönig, nicht wahr? Zwischen den einzelnen Stunden hat man nur 5 Minuten Zeit, um schnell den Unterrichtsraum zu wechseln. Es gibt keine Klassengemeinschaft, die den ganzen Tag zusammen ist, weil jeder seinen eigenen Stundenplan hat. Aber in einem Schuljahr besteht eine feste Gemeinschaft vor allem in der senior school. Man nennt sich „class of 68“ oder „69“, je nach dem Jahr, in dem man voraussichtlich die Schulzeit beendet haben wird. Es gibt auch Ringe mit Namen und Klasse der Schüler, die die Zusammengehörigkeit noch betonen.

Die Existenz des Faches „shop“ zeigt, daß die amerikanischen Schulen nicht so streng akademisch ausgerichtet sind, wie die deutschen. Symptomatisch dafür ist die „senior high“, an der Stenografie, Hauswirtschaft, Buchführung und Maschinenschreiben gelehrt werden. Sogar den Führerschein kann man in der Schule machen, kostenlos und mit 16 Jahren. Die Fächerwahl muß an den Schulen sehr groß sein, aber wer studieren will, wird natürlich die akademischen Fächer wählen.

Am Ende eines erfolgreichen Kursjahres erhält man einen „credit“.

Der Schüler kann „graduieren“, wenn er in den 3 high-school-Jahren 12 „credits“ erhalten hat. Wer in jedem Jahr 6 Fächer belegt, hat am Ende natürlich mehr als die erforderliche Anzahl und kann deshalb in seinem letzten Jahr nachmittags arbeiten gehen und muß nur noch vormittags zur Schule. Viele verdienen sich auf diese Weise ihr Studium.

Ein weiterer Zweig des amerikanischen Schulsystems ist die „summer school“. Dort kann in den Sommerferien Versäumtes nachgeholt und Neues hinzugelehrt werden — eine sinnvolle Einrichtung für Faule und Langsamdenkende.

BÜCHERSTUBE

Eberhard Kamp

Schwelm

Hauptstraße 47 · Telefon 2689

Pelzkauf
Ist Vertrauenssache —

Wir haben immer
eine große Auswahl edler Pelze
vorrätig.

darum

Pelze nur vom Kürschner

Reparaturen und Umarbeitungen
in eigener Werkstatt.



PELZE HUGENDICK

Schwelm

Hauptstraße 78 — Ruf 2557

Uhren · Schmuck
Bestecke · Trauringe

Moderne Reparaturwerkstatt

Uhrmachermeister

Rudolf Schunk

Schwelm Hauptstraße 65 u. 83

XX

Juwelen

Inbegriff
des
Kostbaren

Birkenstock
besorgt
Bücher

Buchhandlung Birkenstock

Schwelm Hauptstraße

Fachgeschäft
für
Heimtextilien



Schwelm

Hauptstraße 113

Ruf 2574

Uhren- und Schmuckkauf
ist Vertrauenssache



UHREN DANZ OHG

WMF-Erzeugnisse Schwelm Hauptstraße 90 Telefon 3619
DUGENA-UHREN W.-Langerfeld Am Markt Telefon 664070

Gedanken

zur Sprache

von Reiner Helfenbeld

Sich Gedanken über unsere Sprache machen — darüber sind sich die Philosophen einig — heißt: Über unsere Sprache sprechen. Das Denken ist nämlich nur ein Sprechen in sich selbst mit sich selbst, wobei die Materie der Sprache bereits Anwendung findet. Es ist das Denken nichts anderes als die „Seele“ der Sprache, die Sprache nichts anderes als der „Körper“ des Denkens. Vertrauen zwei Menschen sich gegenseitig an, so geschieht dies, indem sie miteinander sprechen. Die Sprache ist also ein Mittel der Verständigung. Wie nun aber Körper und Seele konträr sich verhalten, so stehen sich auch gedanklicher Inhalt und sprachliche Form gegenüber. Hierin, so meine ich, liegt die Tragik des Menschen schlechthin mitbegründet, daß nämlich beim Übergang vom reinen Gedanken in die Materialität der Sprache ein Bruch erfolgt und daß das „Du“ den Gedanken nie so wird aufnehmen können, wie das „Ich“ ihn gedacht.

Es versteht sich, daß der Mensch an dieser Tatsache im Grunde nichts ändern kann. Dennoch aber ist er in der Lage, durch Vervollkommnung seiner Sprache ein Höchstmaß an gegenseitiger Verständigung zu erreichen. Tun wir genug, unsere Sprache als solche bis in die Tiefe auszuschöpfen?

Dem Mann auf der Straße, „auf's Maul“ schauend, muß ich diese Frage verneinen. Das Gegenteil ist der Fall. Es zeigen sich heute in unserer Sprache Verfallerscheinungen mehr denn je zuvor. Zu diesen Verfallerscheinungen gehören

unter anderem die „Modewörter“. Dabei handelt es sich um Vokabeln, die von vielen zu vielen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten gebraucht werden, sei es, wegen eines mangelnden Sprachschatzes, sei es, um modern, das heißt der Zeit gemäß zu erscheinen, oder sei es aus irgendeinem anderen Grund. Die Gegenwart der „Modewörter“ zu untersuchen und nach der Ursache ihrer Entstehung zu fragen, ist nicht meine Absicht. Allein ich kann, wenn ich von Verfallerscheinungen in unserer Sprache rede, nicht ohne einen Hinweis auf die Modewörter auskommen. Das Beispiel „durchführen“ zeigt nämlich wie kein anderes, daß durch sie dem Wortreichtum unserer Sprache Schaden zugefügt wird.

Man führt heute nahezu alles durch, wobei ich, mit „man“ eben die unpersönliche Masse meine, die einer Unterscheidung zum Teil nicht fähig, zum Teil aber auch nicht willens ist. Denn all jene Vorgänge zu unterscheiden, die mit dem Verb „durchführen“ verknüpft werden, und sie mit einem anderen, nämlich dem angemessenen Verb zu verbinden, bereitet Mühe, kostet Überlegung, gibt den Anschein einer blasierten Rede-weise und ist daher verpönt, obwohl es sich doch dabei nur um eine gehobene bzw. den Reichtum und die Vielfalt der Sprache ausschöpfende Sprechweise handelt.

Vorträge, Konzerte, Aufträge, Befehle werden durchgeführt, nicht hingegen gehalten, gegeben, erledigt, befolgt. Die Bedeutung letztgenannter Tätigkeits-

wörter, um nur wenige Beispiele zu nennen, hat das eine Wort „durchführen“ in sich aufgesogen.

Dadurch hat „man“ es zwar bequemer, aber das Wort „durchführen“ ist völlig nichtssagend geworden. Ähnlich verhält es sich mit dem Verb „herausstellen“. „Die Leistung des Abgeordneten X ist herauszustellen“ ... „Es muß herausgestellt werden, daß ...“, so heißt es häufig, wo es doch angemessener und in diesem Falle auch stilistisch besser wäre zu sagen: „Die Leistung des Abgeordneten X ist zu würdigen, ist anzuerkennen“ oder „Es muß betont werden, daß ...“.

Nicht selten geschieht es, daß Fremdwörter Modewörter sind. Dabei will ich erst gar nicht von den zahlreichen englischen Ausdrücken sprechen, die im Zuge der Amerikanisierung Westdeutschlands in unsere Sprache eingeflossen sind; denn die Begriffe „hobby“, „party“, „drink“, „quiz“, „teenager“, „spray“, zum Beispiel, sowie die Schmalzworte „sweetheart“ und „baby“ aus dem Bereich der Schlager sind nur zu bekannt. Hinweisen will ich hingegen auf Worte wie „perfekt“ oder „orientieren“, die oft nicht einmal mehr als Fremdwörter erkannt werden.

Die Gefahr beim Gebrauch dieser modischen Fremdwörter liegt darin, daß ihr Ursprung und damit eigentlicher Inhalt vielen unbekannt ist und daß sie daher mit ungenauem, oft sogar willkürlichem Inhalt gefüllt werden.

Zu einer Verfälschung des Aussagegehalts eines Wortes oder zu einer Ver-

armung der Sprache kommt es indes nicht nur durch Modewörter, Fremdwörter respektive Fremdwörter als Modewörter, sondern oft auch durch Superlative, wozu, wie es heißt, der Deutsche ja bekanntlich neigt.

Unser Sprachalltag scheint zu bestätigen: Der Deutsche neigt tatsächlich zu Übertreibungen! Wie häufig, lieber Leser, finden wir Sätze wie: „Ich bin der Einzige ...“ oder „Das ist das Einzige ...“ Es liegt in diesem Fall aber nicht allein eine Übertreibung vor, sondern darüberhinaus auch ein Fehler. Der Einzige ist eine Steigerung von der Einzige. Wenn aber jemand der Einzige ist, so steht er eben als Einziger allein, es gibt niemanden außer ihm. Steigern wir den Einzigen zum Einzigen, müssen wir folgerichtig die einzige Person, bildlich gesprochen, in Stücke schneiden, und zwar in insgesamt drei. Das erste Stück der einzigen Person bleibt einzig, das zweite wird einziger und das dritte ist dann das einzigste. Der Widersinn einer solchen Operation, um im Bild zu bleiben, liegt auf der Hand, der Fehler beim Gebrauch des Supersuperlativs „einzigste“ ist deutlich.

Mit den übrigen Übertreibungen, die in unserem Sprachalltag die Regel sind, verhält es sich nicht viel anders: „Dies war das Wichtigste ...“, zum Beispiel, oder „Dies ist seine urelteste Aufgabe ...“. Nicht genug, daß einem eine Aufgabe eigen ist, das heißt, daß sie von einem persönlich gelöst bzw. bewältigt werden muß, es wird die eigene Aufgabe zur eigensten und in erneuter

Übersteigerung gar zur ureigensten. Solche Superlative vermögen den Leser, je häufiger sie auftreten, desto sichtbarer wird dies, nicht zu fesseln, im Gegenteil: Die Sprache verliert durch sie ihre Natürlichkeit, ihren ursprünglichen Reiz.

Die gleiche Wirkung zeigt sich beim Gebrauch des Nominalstils. Gemeint ist damit die Umsezung von Tätigkeitswörtern, derart, daß der neu entstandene Ausdruck aus einem Hauptwort und einem Verb, dem sogenannten Streckverb, besteht. Beispiel: „ausdrücken — zum Ausdruck bringen.“

An diesem Beispiel wird deutlich, daß der nominale Ausdruck unserer Sprache Lebendigkeit und Anschaulichkeit nimmt. Dennoch ist er gerade heute sehr beliebt. Man verkauft nichts mehr, vielmehr wird etwas zum Verkauf gebracht. Dinge gelangen zur Verteilung, werden unter Beweis gestellt, kommen zum Einsatz, usw. Selbst in der Literatur findet der Nominalstil Anhänger. Ich erinnere an Bergengruen, der nominale Wendungen bevorzugt benutzte, wodurch aber seine Werke nicht zuletzt einen konstruierten und gekünstelten Eindruck hinterlassen.

Allerdings, das sei nicht verschwiegen, gibt es Situationen, in denen wir nicht auskommen ohne solche Wendungen. Beispielsweise hat der Begriff „Umgang pflegen mit“ einen Inhalt gewonnen, der durch das Verb „umgehen mit“, aus dem er sich herleitet, nicht mehr ersetzt oder gar verbessert werden kann.

Es ist also nicht immer eine Bedrohung

unserer Sprache, wenn der Nominalstil benutzt wird, wie auch nicht die Fremdwörter schlechthin als eine Gefahr für unsere Sprache anzusehen sind. In jedem Fall gibt es eine bestimmte Grenze, die einzuhalten der Entscheidung des Einzelnen überlassen ist. Dabei sollte der Einzelne, damit sind auch Sie, der Leser, gemeint, sich allerdings etwas mehr auf den Reichtum und die Eigenart seiner Muttersprache besinnen, er sollte seiner Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit, was die Sprache betrifft, entgegenwirken.

Ich will dabei gar nicht dem Sprachstolz das Wort reden! Eine jede Sprache hat ihre Eigenheiten. Weil aber wir, die Einzelnen, in der Regel nur in der Sprache zu denken vermögen, die unsere Muttersprache ist, (ich sage in der Regel, um möglichen Gegenbeispielen Rechnung zu tragen) da die Sprache also mehr als nur ein Mittel zur Verständigung ist, nämlich Materie des Denkens, wird nur derjenige zu geistiger Qualität sich aufschwingen können, der im Gebrauch seiner Muttersprache der Eigenart derselben, mit allen Einschränkungen, die zu machen sind, gerecht wird, das heißt, solche Fehler vermeidet, wie sie in obenstehenden Beispielen aufgezeigt sind. Dabei kann und soll den Leuten, die aus eigener Kraft dazu nicht in der Lage sind, das Beispiel der Schriftsteller, der Presse, des Rundfunks, des Fernsehens usw. behilflich sein. Aufgabe ist es, darin sind sich die Philosophen einig, das Dasein des Menschen durch Vervollkommnung seiner Sprache zu verbessern.

omnibus

Es ist Klage geführt worden, daß der **omnibus** für manche Zwecke nicht zu gebrauchen ist, einfach weil das Papier zu glatt ist. Um den Wünschen unserer Leser entgegenzukommen und das Bemühen der **omnibus**-Redaktion unter Beweis zu stellen, jedem etwas zu bieten . . . — sehen Sie selbst.



humoribus

wahre geschichten 1:

arme linda!

es war einmal ein kleines mädchen, das hieß linda. es war gut ernährt und immer fein und adrett angezogen, denn es hatte reiche eltern. eines tages wurde der vater, der major der reserve war, zur us-air force nach vietnam abberufen. einen monat später kam die nachricht, daß die vietcong den vater gefangen und verschleppt hätten. die mutter fiel ob dieser nachricht in eine tiefe ohnmacht, aus der sie nicht mehr erwachte. linda lief, als sie erfuhr, daß sie nicht nur ihren vater, sondern auch ihre mutter verloren hatte, vor schmerz blind auf die straße und kam unter ein auto. dem auto entstieg der vater, der nicht getötet worden war, sondern nur gefangen und aus dieser gefangenschaft entfliehen konnte, hob sein totes kind von der straße auf und trug es hinein ins haus zur toten mutter.

so hat also die südvietnamesische befreiungsfront 2 unschuldige menschen getötet und einen menschen furchtbar unglücklich gemacht.

„arme linda“! ist eine von zwanzig wahren geschichten, die herbst für 1 dm im verlag „rote sterne der freundschaft mit nordkorea“, 56 wuppertal-barmen, plückersburg 70, erscheinen werden. weiter sind geplant: 20 beat-gedichte, ebenfalls für eine mark, und eine bomben-bastelanleitung mit genauer anleitung der fertigung von rauch, stink- und ähnlichen bomben, auch das nur 1 dm. anfragen und vorbestellungen, man liefert auch an privatleute ohne vorauszahlung, werden unter der obigen adresse gern entgegen genommen.

Großstadt-Auswahl

immer modisch

immer preiswert

Herren-Bekleidungshaus

Schmidt

Schwelm Hauptstraße 54-56

Das Textilhaus Schwelms

bekannt für große Auswahl
gute Qualität
günstige Preise



THOMAS

Neumarkt 24-26

